

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 85=105 (1939)

Heft: 12

Anhang: Kriegsgeschichtliche Vorträge : gehalten am VIII. Internationalen
Kongress für Geschichtswissenschaft in Zürich am 2. und 3. September
1938

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kriegsgeschichtliche Vorträge

gehalten am VIII. Internationalen Kongress für Geschichtswissenschaft
in Zürich am 2. und 3. September 1938

Mit dem Protokoll der Sektion für Kriegs- und Heeresgeschichte
und der Begrüssungsansprache des Herrn
BUNDESRAT PHILIPP ETTER

Herausgegeben von
Dr. HANS GEORG WIRZ

Dozent an der Universität Bern
und Hauptmann der Infanterie

Bern im Dezember 1939

Der Wehrmann der deutschsprachigen Schweiz fühlt sich mit den Kameraden der französisch, italienisch und romanisch sprechenden Landesteile durch den Waffendienst unauflöslich verbunden. Vor der Fahne gibt es nicht *Zeitgenossen*, nur *Eidgenossen*; da gibt es auch keinen Generationenkonflikt. Dankbar ehren wir das Andenken an unsere Heerführer von den Attinghausen, Stauffacher, Bubenberg, Erlach und Winkelried bis zu Dufour, Herzog, Wille und Sprecher. Und wenn wiederum eine ernste Stunde den Schweizer zum Schutze der Landesgrenzen unter die Waffen ruft, dann antwortet der Urner und Schwyzer, Zürcher und Berner, Aargauer und Basler «*hier*», — der Genfer, Neuenburger und Waadtländer «*présent*», — der Tessiner und Bergeller «*presente*». Dann sind die Eidgenossen aller 25 Kantone *einig* in der Hingabe an die beschworene Pflicht und bleiben *treu* dem alten Feldzeichen:

Sie folgen entschlossen — dem *weissen Kreuz im roten Felde*.

Quellen und Literatur.

Vgl. die vorstehenden Vorträge von Piero Pieri und Karol Kornyí und die dort angeführten Schriften, ferner die nachfolgende Besprechung des Werkes von Eugen von Frauenholz «Entwicklungsgeschichte des deutschen Heerwesens». Im übrigen verweise ich auf die immer noch grundlegende «Geschichte der Kriegswissenschaften» von Max Jähns, 3 Bände (München und Leipzig 1881—1891), und auf die «Schweizer Kriegsgeschichte», bearbeitet unter Leitung von M. Feldmann und H. G. Wirz, 12 Hefte in 4 Bänden (Bern 1915—1935). Siehe auch die im Gedenkjahr 1939 in Bern erschienenen Festschriften von H. Markwalder und Franz Moser «Der Laupenkrieg», sowie meine Veröffentlichungen «Zwischen Morgarten und Sempach — Laupen als Ring in der Kette» (Gestalten und Gewalten der Schweizergeschichte, Bd. 1, Bern 1939), «Sempach 9. Heumonats 1386 — Gedenkschrift» (Bern 1936) und «Kriegserfahrungen und Kriegslehren aus der Zeit Prinz Eugens und Friedrichs des Grossen», I (Bern 1925).

Beilagen.

Protokoll über den VIII. internationalen Kongress für Geschichtswissenschaft, 28. August bis 4. September 1938, in Zürich. (Bulletin of the international committee of historical sciences, number 44, July 1939. Volume XI, part III, Paris 1939.) Sektion XI.

Kriegs- und Heeresgeschichte — Histoire militaire.

Freitag, 2. September, nachmittags.

Präsident: Oberstlt. Markó (Ungarn); Sekretär: Rentsch.

1. O. Norman, Major, Stockholm: «Gustav II. Adolf als Feldherr» (Résumés II, 435; Bulletin 40, 591).

2. Dr. H. G. Wirz, P. D. an der Universität Bern: «Disziplin und Truppenausbildung seit dem Ausgang des Mittelalters» (s. Anhang).

M. E. Bauer, Professeur à l'Université de Neuchâtel, demande 1^o s'il existait d'autres règlements étrangers français, anglais, bourguignons, contemporains du Sempacherbrief? et fait remarquer qu'il serait fort intéressant; 2^o de rapporter ces institutions à celles d'Edouard 1^{er} d'Angleterre, et 3^o d'étu-

Vorwort

Zum erstenmal wurde an einem internationalen Historikerkongress die Kriegsgeschichte als besonderes Wissensgebiet gepflegt. Bei den Vorbereitungen der Tagung erhob sich die Frage, ob kriegsgeschichtliche Vorträge auf die üblichen Sektionen, die sich hauptsächlich nach Zeiträumen und Ländern gliederten, einzureihen wären, oder ob man sie in den Sitzungen einer eigenen Arbeitsgruppe zusammenfassen wolle. Der nach Verwirklichung dieses neuen Gedankens zielende Antrag, der von der Schweiz ausging, drang durch. Da die völlig freie Wahl der Themata durch die Referenten an frühern Kongressen die Verhandlungen einer allzu grossen Willkür und Zersplitterung preisgab, wurden die den Zürcher Kongress vorbereitenden Organe aller beteiligten Länder aufgefordert, Vorschläge von wünschbaren Vortragsgegenständen aufzustellen, um auf diese Weise die Verhandlungen in fruchtbare Bahnen zu lenken. Dieser Weg wurde auch für die kriegsgeschichtliche Sektion eingeschlagen. Freilich fanden nicht alle empfohlenen Themata einen Bearbeiter, und mehrere anfänglich angemeldete Referenten waren nachträglich verhindert, am Kongress zu erscheinen oder ihren Vortrag zu halten, so die Herren Prof. Dr. *Eugen von Frauenholz* in München und Oberstdivisionär Dr. *Eugen Bircher* in Aarau, sowie M. *Albert Depréaux*, conservateur des Archives à la Fondation Thiers in Paris.

In der Zürcher Kongresswoche beschränkte sich die Arbeit der kriegsgeschichtlichen Sektion am 2. und 3. September 1938 auf sechs Vorträge, die alle eine dankbare Zuhörerschaft fanden. Diese setzte sich aus Vertretern verschiedener Nationen zusammen, unter denen die Generalsekretärin des Institut Napoléon, Madame la Générale *Marie Duvoyes* aus Versailles, und Herr General *Radu Rosetti*, Mitglied der Rumänischen Akademie aus Bukarest, ferner die Herren Oberstlt. *Wolfgang Foerster*, Präsident der Kriegsgeschichtlichen Forschungsanstalt des deutschen Heeres in Potsdam, und Konteradmiral *Hermann Lorey* aus Berlin, sowie die Herren Oberstdivisionär *Joh. von Muralt* und Art.-Oberst *Max Paur* aus Zürich hervorgehoben seien. Vortragende und Zuhörer waren vom Bewusstsein soldatischer Kameradschaft durchdrungen, und der eine oder andere konnte sich des Gefühls nicht erwehren, dass auch in Zeiten grösster politischer Spannung die Angehörigen verschiedener Armeen imstande wären, auf dem Boden gegenseitiger Achtung einen Weg zur Ueberbrückung von Gegensätzen zu finden, den Parteileidenschaft, Nationalitätenhass, Rassenhochmut, Massenwahn und Machtpolitik den Völkern bis heute verschliessen.

Die menschliche Verbundenheit kam offen zum Ausdruck in einer geselligen Zusammenkunft, die am Samstagabend eine Reihe von schweizerischen und ausländischen Teilnehmern der kriegsgeschichtlichen Sektion vereinigte. Sie rief allen Anwesenden die Tatsache ins Gedächtnis, dass eine europäische Kulturgemeinschaft möglich wäre, wenn man sie aufbauen würde auf den unveränderlichen Grundlagen, die es *freien* Menschen verschiedener Abstammung, Sprache und Konfession erlaubten, sich und ihre Nachkommen im selbstgewollten Bunde der Schweizerischen Eidgenossenschaft «so Gott will, auf *ewig*» zusammenzuschliessen. Diese Grundlagen heissen: Freiheit und Frieden, Ehre und Recht.

Unentbehrliche Mittel, solche Grundlagen zu schaffen und zu erhalten, sind *Ehrfurcht vor Gott*, seinen Geboten und Geschöpfen, *Wehrhaftigkeit*, die ausharrt bis zum Tode, und *Wahrhaftigkeit*, ohne die vor dem höchsten Richter kein Kampf zum bleibenden Siege führt. Wer die Kriegsgeschichte kennt, weiss, dass dem kriegerischen wie jedem andern Handeln Schranken gesetzt sind, wenn der Krieg seinen Sinn als letztes Mittel der Staatskunst nicht verlieren soll. Für den Historiker als Diener der Wahrheit ist es klar, dass in der Kriegsgeschichte, wie im Kriege selbst jeder Versuch, die Wahrheit zu verschleiern oder abzubiegen, ein zweischneidiges Schwert ist. Denn im Kriege, der alle Lebenserscheinungen über das gewöhnliche Mass hinaus steigert, gilt noch mehr als im Frieden der Spruch: *Wehe dem, der lügt!*

In Zürich befasste sich der *Internationale Ausschuss für Geschichtswissenschaft* auch mit der Frage, ob und wie man der *Kriegsgeschichte* künftig eine ausgiebigere Pflege im Sinne ernsthafter internationaler Zusammenarbeit könnte zuteil werden lassen. Um diese Frage weiter zu verfolgen, wurde eine besondere Kommission eingesetzt (Commission d'histoire militaire comparée), die sich die Herausgabe einer kriegsgeschichtlichen Zeitschrift zum Ziele setzte. Der Verlauf der politischen Ereignisse hat diesen Plan vereitelt. Europa ist von neuem in ein Kriegslager verwandelt. Auch die schweizerische Armee steht unter den Fahnen. Das hindert uns jedoch nicht an kriegsgeschichtlicher Besinnung und an der kameradschaftlichen Pflicht, allen Kollegen der Geschichtswissenschaft, die sich vor einem Jahre in Zürich zu gemeinsamer Arbeit zusammenfanden, ein treues Andenken zu bewahren. Möge die Veröffentlichung der kriegsgeschichtlichen Vorträge, verbunden mit der Ansprache des derzeitigen schweizerischen Bundespräsidenten, die Bande der Freundschaft und Achtung, die auf freiem Schweizerboden geknüpft wurden, neu festigen.

Bern, am ersten Advent 1939.

Hans Georg Wirz.

Begrüßungsansprache des Herrn Bundesrat Philipp Etter

gehalten in der St. Peterskirche am Sonntag, 28. August 1938.

Sehr verehrte Damen und Herren!

Zur Eröffnung Ihres Kongresses überbringe ich Ihnen den Gruss des Schweizerischen Bundesrates. Wir freuen uns mit Zürich, diesen Kongress in unserem Lande und in einer Schweizerstadt von der wissenschaftlichen Tradition und Bedeutung Zürichs begrüßen zu können. Mein Gruss richtet sich mit besonderer Herzlichkeit an die ausländischen Teilnehmer des Kongresses, die uns die Ehre ihres Besuches geben. Ich hoffe, dass sie sich bei uns wohl befinden mögen, und dass dieser Kongress dazu beitrage, das Verständnis für die Eigenart unseres Landes, unseres Staates und seiner Geschichte wachzuhalten und zu mehren.

Denn darin erblicken wir ja gerade eine der vornehmsten Aufgaben der Geschichtswissenschaft, das Bestehende, geschichtlich Gewordene zu erklären und zu verstehen aus der Analyse seines organischen geschichtlichen Aufbaus. Die Geschichte ist eine Wissenschaft, die mit allen der Forschung zur Verfügung stehenden Mitteln ehrlich darnach strebt, die *Wahrheit* freizulegen und zu offenbaren, die *Tatsachen* festzustellen und sie einzuordnen in die grossen Zusammenhänge. Die Geschichte spürt nach den geistigen Kräften, die, sichtbar und unsichtbar, das Leben der Völker bestimmen und gestalten, spürt nach jenen Spannungen, die in ständiger Unruhe nach einem Ausgleich ringen und den Wechsel der Lebens- und Gemeinschaftsform bedingen. Aber gerade deshalb, weil die Geschichte den geistigen Kräften nachspürt, die in der Vergangenheit eines Volkes und eines Staates wirksam wurden, wächst sie über die der Wissenschaft gezogenen Grenzen hinaus. Sie wird *selbst* zu einer bewegenden geistigen Kraft, die das Leben eines Volkes formt und seine Zukunft gestaltet. Sie ruft dem Volk den Sinn und die besondere Sendung seines Staates ins Bewusstsein. Sie bohrt hinunter auf die Grundwasserströme und holt aus tiefen Zisternen jene Wasser herauf, die der Gegenwart und der Zukunft Befruchtung schenken. Denn aus der Besinnung auf die Kraft, die in der Kontinuität der Jahrhunderte die Gemeinschaft eines Volkes schuf, die Form seines Staates prägte und seine Sendung im Leben der Völker offenbarte, aus dieser Besinnung springt der Wille auf, die gleiche Kraft weiter wirken zu lassen, die geistige Grösse des Landes zu mehren, seinen Bestand gegen alle Gefahr zu verteidigen und

seine Sendung dauernd weiter zu erfüllen. Daraus, meine Verehrtesten, erklärt sich die überragende Bedeutung der Geschichte für das nationale Leben der Völker. Deshalb bitte ich Sie auch, meine verehrten Damen und Herren, zu verstehen, weshalb gerade in unserem Lande das Verständnis für die Geschichte, die Liebe zur Geschichte besonders wach und stark ist. Unserem Lande sind räumlich enge Grenzen gezogen. Unsere Grösse liegt nicht auf der Ebene der Horizontalen. Unsere Grösse gründet in der Tiefe der Vertikalen. Die Schweizerische Eidgenossenschaft ist geboren aus der Zeugungskraft des schweizerischen Geistes, der vor 600 Jahren die Länder und Städte um die zentralen Alpenpässe zu bündischer, genossenschaftlicher Gemeinschaft zusammenschmiedete. Diese Länder und Städte wuchsen in der Geschichte der Jahrhunderte zum starken Bund und zu geschlossener staatlicher Einheit zusammen, ohne von dieser Einheit vereinheitlicht zu werden, so dass jedes Glied des Bundes in voller Freiheit seine sprachliche, religiöse und kulturelle Eigenart auswirkt. So enthüllt uns die Geschichte des schweizerischen Geistes und des eidgenössischen Staatsgedankens das Geheimnis unserer Eigenart und unserer Kraft, die uns zu einem viersprachigen Volk hat werden lassen zu gegenseitiger geistiger Belebung und Befruchtung, zu einer bewunderungswürdigen Synthese germanischen und lateinischen Geistes, zu einem Staat, in dem die Prinzipien der Ordnung und der Freiheit sich das Gleichgewicht halten, weil beide Prinzipien getragen werden vom Bewusstsein engster geschichtlicher Verbundenheit und starker Tradition. Wir Schweizer fühlen nicht nur, wir erleben die Geschichte als nationale Kraft und als tiefe Wurzel gemeinsamen Willens zu unsterblicher staatlicher Gemeinschaft.

Aber die Geschichte kündigt uns auch die Wahrheit der Gemeinschaft der Völkerfamilie, das Ineinandergreifen der Geschicke, die gegenseitige Verhaftung der Nationen und die Verzahnung ihrer Lebensschicksale. Es gibt keine nationale Geschichte, die nicht eingeordnet und eingebettet wäre in das Heer und in den Wellenschlag der grossen Welt- und Menschheitsgeschichte. Die Geschichte erst vermittelt uns den Einblick in die Zusammenhänge, in die natürliche Schicksalsverbundenheit der Völker, aus der es kein Ausbrechen gibt und keine Flucht. Wir sind aufeinander angewiesen und hingeordnet. Und darin besteht ja auch eines der Ziele solcher internationalen Kongresse, die Elite der Völker zusammenzuführen, um sich über alles Trennende und Verschiedenartige hinweg einer höhern Gemeinschaft des Geistes

und des Willens bewusst zu werden. Wem sollte diese Besinnung auf die Schicksalsverbundenheit der Völker leichter fallen als den Trägern jener Wissenschaft, die mehr als jede andere zu erkennen vermag, wie eng Glück und Unglück, Armut und Reichtum, Grösse und Abstieg der Nationen ineinander verflochten sind? Möge dieser Internationale Kongress für Geschichtswissenschaft, das ist mein Herzenswunsch und wohl auch der Herzenswunsch aller Teilnehmer, dazu beitragen, durch die Zusammenarbeit hochgesinnter und geistig höchststehender Vertreter aller Nationen das gegenseitige Verständnis zu mehren, Spannungen zu überbrücken und sich der Gemeinschaft des Geistes wie der Gemeinschaft der Verantwortung bewusst zu werden.

Denn letzten Endes, meine verehrten Damen und Herren, dreht sich alle Geschichte um die grosse Tatsache der Verantwortung. Die Geschichte verzeichnet den Gang der Ereignisse und Entwicklungen, die sich im Zeitlichen abspielen, in dem alles dem Wechsel, der Unruhe, dem Auf- und Abstieg, dem Gesetz des Werdens, des Lebens und des Sterbens unterworfen ist. Ihren eigentlichen tiefsten Sinn gewinnt die Geschichte erst in der Einordnung des zeitlichen Geschehens auf das Ewige, und in der Verantwortung aller, die im zeitlichen Geschehen stehen, vor dem Ewigen. Wenn schon im Geschehen der Zeit alle Spannungen, alle Unruhe und alle Gleichgewichtsstörungen immer wieder nach einem Ausgleich und nach der Wiederherstellung des Gleichgewichtes streben, so gehört es doch zur Tragik der Menschheit, dass sie das ruhige, bleibende Gleichgewicht in der Zeit nie gefunden hat und nie finden wird. Wie der Strom seine Wasser ständig erneuert und bewegt, so ist die Menschheit verurteilt zu immerwährender Unruhe und zu stets sich erneuerndem Kampf, in dem die Leidenschaften aufflammen, edle und böse, solche die zum Glück, und solche die zum Unglück führen. Aber eine grosse Dominante beherrscht die ganze Geschichte der einzelnen Völker wie der gesamten Menschheit: die Verantwortung der Sterblichen vor dem Unsterblichen, die Verantwortung aller vor der Ewigkeit, die den endgültigen Ausgleich allen geschichtlichen Handelns schaffen wird. Vielleicht ist es doch immer wieder letzte und erhabenste Aufgabe der Geschichtswissenschaft, dieses *Bewusstsein der Verantwortung* wachzuhalten und zu vertiefen.

Meine Damen und Herren! Ich wünsche Ihrem Kongress von Herzen guten Verlauf und gedeihlichen Erfolg. Mögen seine Verhandlungen sich fruchtbar gestalten für die edle Wissenschaft, der

Sie dienen, und für die wahrhaft grosse, bedeutungsvolle Sendung, die diese Wissenschaft im Leben der Nationen wie im Leben der Völkerfamilie und der ganzen Menschheit zu erfüllen hat.

Le milizie svizzere nel tardo medioevo e nel rinascimento in Italia

Piero Pieri, Maggiore di complemento degli Alpini,
Professore di storia della R. Università di Messina.

L'affermazione clamorosa degli Svizzeri nella guerra burgundica ha veramente segnato l'inizio di una nuova epoca nella storia militare. La fanteria moderna è sorta dal trionfo della fanteria svizzera. Mentre il crescente sviluppo dei tiratori, unito al diffondersi delle armi da fuoco, sembrava dover portare la naturale evoluzione al trapasso dalla cavalleria medievale a una fanteria di tiratori, il trionfo clamoroso della fanteria svizzera arrestava tale evoluzione, stabilendo la superiorità della picca sulla balestra, l'arco e lo schioppetto, dell'azione tattica risolutiva all'arma bianca sopra l'azione tattica distruttiva dell'arma da getto: la fanteria s'affermava bensì contro la cavalleria medievale, ma come fanteria grave, armata d'arma bianca. Com'è ben naturale, la nuova tattica che sanciva la superiorità sulla cavalleria pesante medievale non di una fanteria di tiratori, ma di una fanteria di picchieri, si è affermata non senza contrasti; e la vecchia tattica ha tentato degli adattamenti, e ha cercato di cavare dalla vetusta prassi le estreme possibilità combattive; e la nuova, a sua volta, è stata accettata con adattamenti e compromessi. Questo sforzo appunto di reazione e di adattamento è altamente interessante e non abbastanza indagato. C'è spesso negli storici militari la tendenza a porre i caratteri delle varie epoche come pressochè fissi e già inizialmente stabiliti, e di trascurare ciò che è continuo tormento e sforzo per correggere deficienze, per adattarsi alle esigenze nuove, sia infine per escogitare forme ed espedienti tattici nuovi e più vantaggiosi. Chè la tattica è sempre un compromesso tra vantaggi e svantaggi, sia nell'impiego delle armi che degli ordini sul terreno. Le guerre d'Italia iniziate colla calata di Carlo VIII sono state il campo ove più sono venute a contatto le diverse forme guerresche, e dove l'arte militare degli Svizzeri ha avuto superbe affermazioni e intelligenti e vigorosi contrasti. Come specialmente poi Italiani e Svizzeri si siano trovati di fronte, credo che sia opportuno indagare sempre meglio.

Il primo problema è quello, ormai annoso, della derivazione dei quadrati svizzeri dalle fanterie comunali italiane. Lo *Ellger*,

il *Bürkli*, lo *Hüne*, l'*Escher*, lo *Schaefer*, lo *Hobohm*, il *Gagliardi*, l'*Erben* se ne sono occupati, ma la scarsità delle fonti rende ardua l'indagine. Mi sembra che possa giovare alla soluzione del problema l'indagine sul reale sviluppo delle fanterie comunali italiane: è un argomento che attende ancora una sistematica e completa trattazione. Ad ogni modo già si possono stabilire alcuni punti con sufficiente sicurezza. Innanzi tutto si tratta di una massa di fanti serrata a difesa contro la cavalleria; però la fanteria lombarda di Legnano non è una leva in massa, ma rappresenta pur sempre una scelta di artigiani, padroni di bottega, piccoli borghesi. Non costituisce «corpi tattici», ma colla sua divisione per quartieri e per contrade, i capi delle quali forniscono di fatto gli ufficiali, rappresenta qualche cosa di assai diverso dal semplice confuso raggruppamento d'una qualsiasi leva in massa; e ha nel carroccio un saldo punto di riferimento e di raccolta. Forma però un unico quadrato. E' armata di scudo e lancia, usati contemporaneamente, sembra, dallo stesso combattente: il che significa lancia non molto lunga, da due a tre metri al massimo, e scudo pure non troppo grande. La sua capacità è soprattutto difensiva: quando la cavalleria comunale è rotta, ripara dietro la fanteria, che per qualche tempo trattiene colla sua selva di punte, la cavalleria avversaria; e allora la cavalleria comunale, riordinatasi, può tornare all'attacco prendendo di fianco e alle spalle la cavalleria nemica impegnata coi fanti. La vittoria nasce da questa coordinazione degli sforzi delle due armi. Delineatasi la rotta della cavalleria nemica, la fanteria può contrattaccare. La fanteria lombarda ha dunque una capacità difensiva e limitatamente controffensiva. Suo compito non è quello di affrontare senz'altro la cavalleria, ma di formare una seconda linea di sostegno. Insomma, l'esercito comunale vince quando può porre la cavalleria nemica tra le punte delle lance della propria fanteria e quelle della propria cavalleria. E da ciò, d'altra parte, lo sviluppo di una terza linea, nel corso del secolo XIII, negli eserciti di cavalieri, prima ordinariamente su due linee, avanguardia e grosso; appunto per soccorrere il grosso che venga a trovarsi in crisi tra la fanteria e la cavalleria avversaria.

I comuni lombardi dunque compensano dapprima l'intrinseca inferiorità della loro cavalleria, con una combinazione e cooperazione di cavalleria e di fanteria, l'una e l'altra di per sè piuttosto deboli, se prese isolatamente, ma capaci di integrarsi e sorreggersi reciprocamente, così da costituire una forza militare notevolissima, tale da fronteggiare e anche vincere in campo aperto i migliori eserciti feudali. Ma soprattutto nella seconda metà del secolo XIII la nostra fanteria comunale si evolve, in seguito spe-

cialmente allo sviluppo dei tiratori. Se non che è un'evoluzione che non porta il quadrato a cercare di superare in un attimo la zona battuta con un attacco risoluto e travolgente; i fanti anzi esagerano l'atteggiamento passivo con una copertura sempre maggiore di scudi, e contrapponendo tiratori a tiratori. E non più scudo e lancia nelle mani di un solo combattente, ma la sola lancia, assai più lunga, tre, quattro metri o più, e tenuta con ambe le mani: quella che da noi si dice lanzalonga o gialda, e in Fiandra sarà detta picca. E viceversa lo scudo, alto due metri, largo, fissabile con due punte al suolo, diviene arma difensiva a sè, tenuto da un apposito combattente, il quale deve proteggere non solo sè stesso, ma il picchiere e il balestriere: il famoso palvese. Le lance si sono dunque allungate per resistere sempre meglio alla cavalleria, e viceversa la protezione contro i tiratori è affidata a dei palvesari o ad altri tiratori; è una suddivisione di funzioni, uno sforzo di virtuosismo tattico, ma non un vero progresso: i picchieri dovrebbero reagire al tiro innanzi tutto con un'azione risolutiva energica e rapidissima! E si ha pure lo sviluppo da uno a tre quadrati, ma ciò non porta ad alcuna nuova funzione tattica da parte loro; in combattimento essi si affiancano e formano la solita seconda linea; mentre una nuova schiera di cavalleria dietro di questa è destinata ad agire contro la terza schiera della cavalleria avversaria, di cui abbiamo fatto menzione. In questo modo la fanteria anzichè uno dei due elementi della vittoria, è divenuta, ad onta del suo accrescersi e differenziarsi, semplicemente uno dei tre elementi; la cavalleria rimane più di prima il fattore essenziale della battaglia e della vittoria.

E muta anche la costituzione organica del quadrato: la borghesia, assorbita dalle industrie e dai traffici, non fornisce più la vecchia compatta fanteria; questa è ora formata in misura crescente da elementi dei ceti inferiori, vera plebe, o da elementi del contado: il tutto male amalgamato e inquadrato, e non più animato dall'antico orgoglio comunale. Divengono professionisti ed elementi scelti solo i palvesari e i balestrieri. Dunque professionisti da un lato, plebe cittadina ed elementi raccoglittici del contado dall'altro, anzichè nobili e artigiani.

Quest'ultima fioritura di fanterie comunali non ha del resto lunga durata; essa sembra toccare il suo apogeo colla battaglia di Montecatini (1315), ma già la battaglia di Altopascio (1325) segna il suo tramonto: il quadrato di picche, tornato unico, abbandonato dalla propria cavalleria, dopo qualche resistenza si siascia. Esempi saltuari d'uso di fanterie, anche numerose, di cavalieri appiedati e di balestrieri presentano le guerre di tutto il corso del secolo; ma torna difficile parlare di una continuità

delle nostre fanterie. Il secolo XIV, proprio quello in cui gli Svizzeri si affermano una prima volta, presenta in Italia, dal punto di vista dell'arte militare, uno strano guazzabuglio che è il riflesso della caotica situazione politica: cavalleria tedesca, francese, inglese, italiana, residui di fanteria comunale. E' un periodo che andrebbe profondamente studiato, per vedere entro che limiti si può da noi parlare di una continuità della lanzalunga, che pur riappare di tanto in tanto, come nel 1401 nella battaglia presso Brescia fra Viscontei e Imperiali, ove un quadrato di ottocento fanti padovani resiste bravamente alla cavalleria.

Vediamo ora la fanteria svizzera. La fanteria di Berna e dei Waldstätten si afferma colla battaglia di Laupen nel 1339, e soprattutto coll'azione concorde e coordinata di tre quadrati. Se da una comune radice le due fanterie, lombarda e svizzera, sono sorte, bisogna dire che quella svizzera si è sviluppata non attraverso un virtuosismo difensivo, e a una maggiore collaborazione coi cavalieri e i tiratori, ma cercando invece di sviluppare le proprie qualità offensive e manovriere: il quadrato è innanzi tutto divenuto un «corpo tattico». Ma in realtà gli Svizzeri del primo nucleo della Confederazione, hanno fatto la guerra, nei primi tempi, per quanto è lecito intravedere, appoggiandosi alle strette montane, facendo precipitare sul nemico valanghe di sassi, e poi contrattaccandolo alla rinfusa con mazze ferrate e alabarde, armi queste ultime proprie soprattutto dei fanti sparsi e disseminati contro cavalieri. Il quadrato svizzero invece, ci si presenta subito con carattere offensivo e in azione, per quanto è possibile, con altri due quadrati; all'azione dei tiratori contrappone soprattutto il proprio slancio compatto che gli consente di traversare la zona di morte nel più breve tempo possibile e colle minori perdite. E l'arma principale non è la picca nè lo scudo, ma l'alabarda, contaminazione di picca e di scure. Quanto poi alla costituzione organica, la fanteria svizzera è una leva in massa; e se qualche analogia può presentare colla fanteria comunale italiana del primo periodo, in quanto la scarsa differenziazione delle classi permette una comunità d'interessi e una relativa concordia, questa omogeneità e questa concordia non si trovano più affatto nel terzo periodo comunale. Analogie politico-sociali quindi molto lontane, principi tattici diversi. Il principio tattico svizzero, sempre più decisamente offensivo, vuole lo scontro in campo aperto, libero da ostacoli di natura e d'arte; gli eserciti comunali italiani cercano invece in misure crescente la protezione in ostacoli naturali e artificiali. Nessun dubbio che gli Svizzeri, specialmente dall'epoca di Federico II, possano avere avuto coi Lombardi frequenti rapporti, e conosciuto da vicino la prassi guerresca di costoro; ma

all'infuori del principio generico di riunirsi a massa per resistere alla cavalleria, non si vede che cosa veramente si siano appropriati; e di fatto, al principio del far mucchio, già insito del resto nel vecchio «cuneus» germanico, preferirono in pratica quello di aspettare i cavalieri nemici alle strette e ai passi difficili. Di fatto poi, allo stato attuale della documentazione, gli Svizzeri appaiono numerosi in Italia, al servizio dei Visconti, dal 1373 soltanto.

Comunque, Italiani e Svizzeri si trovano a più riprese a contatto nel corso del secolo XV. E tre battaglie sono particolarmente famose: Arbedo, Giornico, Ponte di Crevola. La seconda ha un carattere del tutto occasionale; si ha il solito quadro di un esercito di cavalleria sorpreso in una stretta montana da una valanga di pietre, scompigliato e contrattaccato¹⁾; lo scontro non può davvero esser preso ad esempio delle contrapposte tattiche italiana e svizzera. Più istruttivi certamente gli altri due scontri. Quanto ad Arbedo (1422) però, molti problemi restano aperti: ad ogni modo non v'ha dubbio che un unico quadrato svizzero finì col dover cedere con gravissime perdite di fronte a un'azione combinata d'uomini d'arme appiedati, serrati a falange, unita a un attacco di fanti, a massa, su di un fianco. Com'erano armati i fanti? Non mi pare difficile che contro gli Svizzeri il Carmagnola adoperasse le lanzelonghe italiane. Al Ponte di Crevola (1487) cinquemila Svizzeri riuniti in un'unica massa (astraendo da un nucleo di mille uomini assaliti e distrutti separatamente dalla cavalleria leggera sforzesca) erano annientati da tremila fanti italiani e cento balestrieri a cavallo. Di nuovo

1) Karl Meyer, nella pregevolissima «Storia Militare Svizzera», a cura di Feldmann e Wirz (Berna, 1915, fasc. III, Pag. 77), fa rilevare che «secondo le testimonianze più antiche e migliori» la battaglia avvenne nel piano, relativamente largo, posto davanti a Giornico; e quivi 175 Svizzeri tedeschi e poco più di quattrocento Leventinesi assalirono e sbaragliarono diecimila Lombardi. A parte il fatto che i Leventinesi sono Italiani, e che si tratterebbe sostanzialmente d'una delle tante vittorie d'Italiani contro Italiani, occorre domandarsi se i diritti del senso comune, spesso invocati dal Delbruck in siffatti casi, non debbano contare qualche cosa. Quanto il Meyer asserisce può valere soprattutto a mostrare come siano infide spesso, e nella Storia Militare specialmente, anche le cosiddette fonti di primo grado (e chi ha pratica dei Diarii reggimentali della guerra mondiale lo sa). E' noto del resto come l'orgoglio degli Svizzeri dopo le clamorose vittorie della guerra burgundica si palesi in modo evidente nelle loro cronache; dopo il 1477 anche la rotta di Arbedo diventa una vittoria svizzera! E se venti lombardi non bastavano nel 1478 a fronteggiare uno Svizzero, ci domandiamo come dovremo giudicare i seimila Svizzeri che otto anni più tardi (28 aprile 1487) al Ponte di Crevola, erano annientati da una schiera, notevolmente inferiore di numero, di questo stesso esercito sforzesco. Del resto a Giornico non si parla affatto del trionfo della tattica del quadrato, unica tattica possibile in campo aperto non già per vincere, ma anche solo per fronteggiare della cavalleria pesante.

contro i temuti avversari erano scese in campo le lanzelunghe italiane? Non sappiamo con sicurezza, sebbene non sembri improbabile; ma certo fra gli Sforzeschi doveva esserci anche un discreto numero di buoni tiratori. Le due battaglie ad ogni modo mi sembra che mostrino chiaramente come la vera efficienza della tattica svizzera fosse nell'azione combinata dei tre quadrati, nella «Treffentaktik»; l'efficienza del quadrato svizzero, preso isolatamente, era pur sempre relativa; e di fronte ad essa aveva avuto la prevalenza, ad Arbedo un inizio di «Treffentaktik» applicata proprio dagli Italiani, e al Ponte di Crevola la vecchia azione combinata di picchieri, cavalieri e tiratori.

Ma un'altra fanteria andava sorgendo in Italia, dovuta al particolare carattere delle battaglie, specialmente dal 1447 in poi. All'irruenza e alla decisione dei Bracceschi, gli Sforzeschi erano andati contrapponendo un sistema combattivo più studiato: evitare il più possibile l'urto frontale in campo aperto e appoggiarsi a luoghi naturalmente forti, sia in collina, sia tra le paludi; rafforzare i tratti meno sicuri con trincee e cavalli di Frisia, e lasciare un passaggio libero per l'azione controffensiva. Guarnire poi il tutto con artiglieria leggera e tiratori. La battaglia viene cambiando aspetto e si fa più complessa: da un lato si tratta di espugnare una posizione forte, rafforzata in vari punti da opere campali; dall'altra di cogliere il nemico in marcia, mentre cerca di girare intorno alla posizione per assalirla nel punto più debole, o di contrattaccare le prime schiere che siano giunte sulla posizione. Per il primo scopo acquista importanza la fanteria, ma non solo di tiratori; essa è anzi soprattutto fanteria armata di leggero scudo e di breve lancia o leggera alabarda (partigiana), oppure di scudo e spada, tale da poter operare su terreno difficile e agevolare la conquista del campo. La battaglia insomma si svolge quasi sempre attorno a un campo fortificato, o a un ostacolo naturale, fosso, torrente, palude, collina, in modo che intervengano fanterie e artiglierie leggere, che cagionano le maggiori perdite. Questa fanteria non è «una screditata appendice della cavalleria pesante» come vuole lo *Hobohm*, ma si distingue a Troia di Puglia, a Poggio Imperiale, a Otranto, nella guerra di Ferrara. Presenta delle analogie colla fanteria spagnola, ma il suo scopo è diverso; essa deve soprattutto assalire o girare posizioni difficili, e non già combattere un nemico mobile e un'analogha fanteria leggera: «terreno da fanti» vien detto appunto il terreno accidentato. *Orso Orsini* nel suo trattato «Governo et exercitio de la militia» del 1476, impernia tutta la battaglia sulla fortificazione campale, e giudica le battaglie della storia da questo punto di vista innanzi tutto. La prassi guerresca italiana creava in-

somma il tipo di fanteria rispondente al proprio genere di guerra, e mostrava di non rimanere affatto anchilosata attorno a determinate forme. La tattica svizzera non era per nulla ignota agli Italiani che in così gran numero avevano partecipato alla guerra burgundica! Il conte di *Campobasso*, che aveva abbandonato il Temerario proprio quando aveva visto sprezzati tutti i suoi consigli, passato nello stesso anno di Nancy al servizio di Venezia, travagliata dalle scorrerie dei Turchi, non riteneva di consigliare, *contro un siffatto nemico*, la tattica svizzera, ma solo parziali riforme dei sistemi italiani.

Col 1494 si viene al vero e profondo contrasto fra la prassi guerresca italiana e quella straniera. Ricordiamo però che gli Svizzeri combattono dapprima come semplici ausiliari dell'esercito francese e in un unico quadrato. Così che la tattica svizzera mancherà in un primo tempo della sua principale caratteristica e del suo maggior vigore. Il primo scontro di Rapallo, citato come prova della superiorità della tattica svizzera e dell'amara sorpresa recata a tutta la penisola, è un combattimento tipicamente italiano: una testa di ponte costruita dai Napoletani e rafforzata con cavalli di Frisia, è conquistata da ottocento fanti veterani milanesi, attraverso un grave sacrificio di sangue; gli Svizzeri sono di rincalzo, e il terreno accidentato non permette l'uso della loro tattica; essi dilagano dietro agli Sforzeschi e solo pongono in evidenza il loro sistema di massacrare i vinti e non far prigionieri. Tutta quanta la spedizione di *Carlo VIII* è vinta nel campo politico, non in quello militare; il re di Francia arriva a Napoli grazie alle sue grandi vittorie nel campo diplomatico, col nulla osta o l'aiuto di mezza Italia; quando la situazione politica muta, egli si ritiene fortunato di poter tornare sano e salvo in Francia! Però già nel 1494 nei fanti romagnoli assoldati dagli Aragonesi di Napoli vi sono molti tiratori e molti «lanzaruoli con curazzina, pochi con targete», al dire di *Marin Sanudo*. Ossia i più tra i fanti che non siano tiratori, sono picchieri con la corazza, così come i picchieri svizzeri delle linee esterne del quadrato e pochi altri possiedono invece un piccolo scudo: sono i soliti fanti italiani armati di partigiana o di piccola lancia, e di scudo. A Fornovo ritroviamo fanti simili, nella narrazione del Giovio: i fanti sforzeschi hanno nelle prime righe i picchieri, con picca lunghissima, poi quelli con partigiana e infine i tiratori. In conclusione, accanto ai vecchi fanti con scudo e partigiana, si continuano a sviluppare i picchieri veri e propri. Nè l'infelice prova della fanteria sforzesca in tale circostanza, può essere citata a documento dello scarso valore della fanteria italiana o anche solo lombarda; era in sostanza la stessa fanteria che pochi mesi prima s'era

distinta a Rapallo; essa si trovò ora abbandonata dalla propria cavalleria, di fronte a un nemico doppio di numero e con un compito più dimostrativo che risolutivo. Trecento lanzichenecci che erano con essa non fecero del resto miglior prova! Ma Fornovo presenta pure un'altra caratteristica; la tendenza della battaglia tutta a impostarsi sopra l'azione armonica di tre masse staccate: non più dunque la semplice tendenza della battaglia combattuta in campo aperto ad estendersi alle ali! Dunque non solo nell'uso delle armi, ma nella manovra vera e propria c'è lo sforzo e di adattarsi al sistema svizzero, e d'integrarlo con un grande uso di rincalzi e di riserve. Autore del piano, *Renato Gonzaga*, veterano della guerra burgundica.

Nell'assedio di Novara pochi mesi dopo, nell'esercito della lega troviamo ancora i fanti italiani armati di lance con ferro in cima molto lungo e acutissimo, poi quelli colle alabarde, quelli colle ronche (cattivo surrogato dell'alabarda) e infine i balestrieri. E soprattutto vediamo più che mai uno sforzo di virtuosismo fortificatorio per resistere alla furia oltremontana. E quando, alla fine dell'assedio, le forze di Carlo VIII furono ingrossate da 22,000 Svizzeri, il marchese di Mantova si mostrò pronto ad affrontarli entro le sue eccellenti fortificazioni campali.

Carlo VIII aveva lasciato nel Napoletano 4000 Svizzeri; e fra Napoletani, Veneziani e Spagnoli fu una gara spesso a trovar modo di fronteggiare cavalleria pesante francese e fanteria pesante svizzera. Certo a Seminara e ad Eboli si vide l'inferiorità della nostra fanteria, incapace di resistere in campo aperto alla cavalleria e d'aver ragione della solidissima fanteria svizzera; ma si trattava invero di masse raccoglieticce, non di veri provvisionati. All'assedio di Atella d'altra parte si aveva il 30 giugno 1496 una prima importante affermazione dei principi tattici italiani: Consalvo di Cordova riusciva a distruggere un quadrato svizzero, applicando proprio quello che era allora il procedimento italiano: i picchieri assaltano e impegnano l'avversario frontalmente; i fanti scudati e i cavalli leggeri premono il quadrato nemico sui fianchi e ne hanno ragione.

Gli sforzi per adeguarsi alla tattica svizzera continuano: a Soriano, nel Lazio, il 24 gennaio 1497, *Vitellozzo Vitelli* vince un quadrato di lanzichenecci armando i suoi con lunga picca: difesa e contrattacco, sostenuto da cavalleria da un lato. E alcuni mesi prima un altro quadrato di lanzichenecci era stato annientato dalla cavalleria leggera di Camillo Vitelli, con una specie di caracolla, che preludeva agli sviluppi di sessant'anni dopo.

Gli anni 1499—1501 segnano la rovina di due stati italiani fra i maggiori della penisola: Milano e Napoli; e questo senza

che nessun fatto d'armi particolarmente significativo giustifichi una catastrofe che trova le sue cause fuori del campo strettamente militare. Solo nel 1503 nella guerra franco spagnuola si hanno due grosse battaglie: Cerignola e Garigliano. Il *Machiavelli* nell'*Arte della Guerra* (libro II) parla anche di uno scontro molto significativo a Seminara in Calabria, il 21 aprile, in cui gli scudati spagnoli avrebbero superato i picchieri svizzeri serrando sotto cogli scudi e poi attaccando colle spade: in realtà nè il *Giovio* nè le *Cronicas del Gran Capitan* nulla sanno di tale nuova affermazione dei fanti spagnoli: il quadrato svizzero di millecinquecento uomini appare travolto dalla cavalleria nella ritirata generale. La battaglia dove realmente si trovano a significativo contrasto, per la prima volta, in pieno, la tattica svizzera e quella italiana che *Consalvo di Cordova* ha mirabilmente saputo adattare alle nuove esigenze e ai nuovi mezzi, è quella di *Cerignola*. I lanzichenecchi del Gran Capitano sono dietro un fosso, a falange, fiancheggiati da tiratori e con un velo di tiratori pure sulla fronte. Il quadrato svizzero che attacca deve prima soggiacere all'azione frontale dei tiratori, poi viene fermato dalle lunghe picche dei lanzi posti dietro il fosso, mentre questo rompe la compattezza e la forza unitaria del quadrato; infine esso è preso sopra un fianco dai tiratori e sull'altro dalla cavalleria e viene distrutto. A *Fabrizio Colonna* spettava il merito d'aver consigliato di rompere l'impeto svizzero innanzi tutto attraverso l'ostacolo passivo del fosso. S'impone ora in pieno agli Svizzeri il problema del come superare la fortificazione campale: o girarla, od obbligare il nemico col l'artiglieria ad abbandonare l'orlo della trincea e a combattere in campo aperto.

La successiva battaglia del Garigliano non presenta tuttavia un simile esperimento. Pure per due volte *Bartolomeo d'Alviano* che è in testa alle forze spagnole, obbliga alla ritirata gli Svizzeri per mezzo della manovra avvolgente per l'alto, eseguita da fanti spediti, tiratori. Anche ora i tiratori hanno sostituito gli scudati; e i famosi scudati di Seminara restano in riserva! Ma nella relazione della battaglia stesa dall'Alviano stesso, «terreno da fanti» significa terreno rotto, accidentato, non adatto alla cavalleria, il che è l'antitesi del principio svizzero. In realtà, sorpresa e manovra sono stati i due coefficienti di vittoria per *Consalvo di Cordova*.

Pure, fatto degno della massima attenzione, proprio ora la fanteria di tipo svizzere prevale definitivamente presso Italiani e Spagnoli; non c'è più posto per gli scudati e si hanno picchieri soprattutto, e poi tiratori. Ma la funzione dei tiratori è ben diversa da quella che era nel quadrato svizzero, ove si limitava soprat-

tutto al fiancheggiamento in marcia e alla protezione della retroguardia! Anche il Machiavelli istruisce alla svizzera la sua milizia; ma essa ha però una tattica soprattutto difensiva, la lunghezza della picca è per lui elemento importante, l'alabarda è sostituita da un cattivo surrogato, la ronca, manca lo spadone a due mani. E soprattutto manca nella milizia del Segretario Fiorentino l'esercizio collettivo, elemento fondamentale e il principio basilare dell'azione coordinata dei tre quadrati. Così che la sua milizia, mentre rinuncia a ciò che era la prerogativa italiana, fortificazione campale, coordinazione delle armi, finisce col mancare pure di quanto era il vitale elemento di forza della tattica svizzera.

La tattica italiana si affermava nuovamente nel 1508 in Cadore contro gl'imperiali. Bartolomeo d'Alviano, il grande artefice della vittoria del Garigliano, riusciva ad annientare un quadrato di 2500 lanzichenecchi fermandolo di fronte coll'ostacolo d'un greto di torrente, e colle picche allungate e facendolo battere di fianco da tiratori e da cavalli leggeri. A questo proposito non è inutile rilevare come gli Svizzeri e i seguaci della loro tattica, si siano trovati, soprattutto dopo la guerra sveva di fronte al problema d'aver ragione non solo di cavalleria o di trinceramenti, difesi in prevalenza da tiratori, ma d'un contrapposto quadrato di picche. La conseguenza è stata da un lato una gara nell'allungare la picca, ad onta degl'inconvenienti che ciò presentava (la tattica è sempre un compromesso fra vantaggi e svantaggi nell'uso delle armi e degli ordini, e nello sfruttamento del terreno), dall'altro uno sforzo di rendere innocuo la stessa picca avversaria, sia mozzandola collo spadone a due mani, sia tagiandola o piegandola verso terra coll'alabarda. Gl'Italiani si preoccuparono pure del problema, tendendo a risolverlo in due modi: allungando la picca o ricollegandosi alle proprie vecchie lanze-longhe, e cercando un sostegno nell'ostacolo passivo e nell'azione concomitante sul fianco del quadrato nemico.

Ma l'anno dopo ad Agnadello (1509) picchieri italiani e picchieri svizzeri si urtavano frontalmente, in aperta pianura. Era la grande prova dell'intrinseca solidità dei nostri picchieri! Gl'Italiani, formanti la retroguardia d'una lunga schiera di quattro chilometri, ammassati sopra un argine, battuti dall'artiglieria francese, scendono dall'argine e si precipitano sull'avanguardia nemica: respingono i tiratori borgognoni, urtano negli Svizzeri, respingono anche costoro e avanzano; ma si trovano ora avviluppati dalla cavalleria francese; e abbandonati dal resto dell'esercito che il generalissimo veneziano non vuole impegnare, sono dopo due ore di resistenza eroica, schiacciati. In conclusione, un qua-

drato di 5400 picchieri italiani aveva fugato le artiglierie leggere e due o tremila tiratori francesi, e poi affrontato e fatto rinculare un quadrato svizzero di seimila uomini; prova senza dubbio brillante, tanto che i Francesi credettero d'aver avuto di fronte i fanti di Val di Lamone, ossia il fiore della fanteria romagnola e italiana. Il quadrato italiano invece era formato per metà da i fanti romagnoli e umbri dell'Alviano, vincitori della battaglia di Ruscocco in Cadore l'anno prima, e per metà di semplici cernite della campagna di Padova e del Friùli, elementi nuovi e non professionisti; il che mostra quale ottimo elemento ci fosse nelle campagne italiane anche per una fanteria di picchieri. Da parte svizzera invece, questa volta si trovavano elementi scadenti, venuti malgrado il divieto della Confederazione: troppo giovani e male armati, secondo le notizie pervenute a Venezia un mese prima. Abbiamo notizia poi che Piero del Monte, che guidava i fanti veneti e cadde da eroe sul campo, aveva fatto loro allungare la picca: dunque il fuggevole successo italiano era dovuto da un lato all'elemento intrinsecamente più scelto, e dall'altro al solito procedimento della picca allungata. Ma la magnifica prova dei nostri picchieri restò sommersa nella triste fama della rotta che parve portare Venezia alla rovina.

Dal punto di vista tattico, se si era visto a Cerignola e anche in Cadore che una fanteria di picchieri può essere invincibile dietro un fosso o un argine, s'era anche sperimentato adesso che l'artiglieria può batterla e obbligarla a lasciare la posizione e a scendere in campo aperto. La tattica doveva porsi il problema del come conciliare le due necessità, e veniva a un compromesso: mantenere l'ostacolo passivo e guarnirlo d'un velo di tiratori, e tenere i quadrati dietro, a una certa distanza. Il quadrato nemico che assale perderà la sua compattezza sia per l'azione dei tiratori, sia soprattutto nel superare il fosso; si troverà infatti diviso in due tronconi: e allora spetterà all'assalito di contrattaccare subito energicamente le prime righe che hanno passato il fosso e alle quali manca ancora la massa dei compagni a fare spalla. Alla battaglia di Ravenna (1512) si ha il primo grande esperimento di quanto la più matura tattica del Rinascimento è venuta fornendo attraverso le esigenze nuove e gli adattamenti di una prassi rimasta sostanzialmente italiana. L'esercito ispano-pontificio ha le fanterie pesanti protette da un fosso e da una trincea di carri guarnita di tiratori: l'artiglieria ferrarese la batte con scarso risultato; ma viceversa danneggia assai la cavalleria schierata a lato e la spinge a uscire dal campo; e allora la stessa fanteria la segue. In sostanza l'artiglieria ha conseguito il suo scopo; il ripiego escogitato non è valso a impedire che i picchieri debbano

urtarsi in aperta campagna, fuori degli ostacoli passivi. Vengono a trovarsi di fronte dalle due parti tre quadrati disposti a guisa di falange, colla cavalleria ai lati. Da parte francese un quadrato di lanzichenecci, uno di francesi, uno di franco-lombardi; da parte spagnola uno di spagnoli, uno di romagnoli, uno di ispano-italiani. E varie centinaia di Svizzeri si trovano dalle due parti, nel quadrato dei lanzi e in quello spagnolo. La falange ispano-pontificia avanza e respinge la massa avversaria, sebbene alla sinistra gli Spagnuoli trovino una resistenza accanita nei Tedeschi; ma il cedimento della cavalleria spagnuola determina la rotta. Come ad Agnadello, i fanti italiani si vedono presi di fianco e alle spalle; i due quadrati di centro e di destra ben tosto si sfasciano. Resiste più a lungo, com'è noto, il quadrato spagnolo, che riesce a ritirarsi ordinatamente.

Il *Machiavelli* due volte ha ricordato, nel *Principe* (cap. XXVI) e nell'*Arte della Guerra* (libro II) che il quadrato spagnolo dette così bella prova, perchè sorretto dai suoi scudati che s'insinuavano carponi fra le picche: in realtà le fonti coeve nulla fanno di quest'affermazione, che avrebbe riconfermato il fortunato esperimento di Seminara. In realtà per la seconda volta appariva la difficoltà di tenere l'esercito sulla difensiva sotto il fuoco dell'artiglieria avversaria, dietro le difese passive. Gli Italiani poi perdevano a Ravenna, fatto per nulla fin qui rilevato, un troppo grande numero di buoni picchieri; un quadrato italiano di quattromila uomini, al centro dello schieramento, aveva sulle prime respinto e disfatto un contrapposto quadrato guascone doppio di numero; non v'è dubbio che anche ora i picchieri italiani dovevano rappresentare un elemento più scelto e sperimentato di quello avversario. Ma anche ora disgraziatamente la brillante affermazione rimase come sommersa nella rotta e nel discredito che lentamente, fatalmente, attraverso generalizzazione spesso inique o alterata versione dei fatti, andò colpendo le milizie italiane.

Pure è interessante vedere come gli Svizzeri sembrino trascurare le nuove esperienze: ai nuovi mezzi escogitati e tentati da Italiani, Spagnoli, Francesi, per arginare la loro furia, essi rispondono esagerando, vorrei dire esasperando, le possibilità della loro tattica più genuina e più semplice. Evitare adattamenti e contaminazioni: cercare nell'impeto sfondante del quadrato la chiave della vittoria. Se un ostacolo naturale o artificiale rompe la compattezza del quadrato, la disciplina e la celerità devono far sì che il quadrato si ricostituisca subito, appena superato l'ostacolo, e prima che il contrattacco nemico si sviluppi nella sua piena forza di slancio. Questa tattica trova a Novara (1513) la più splendida

affermazione: la battaglia è una gloria imperitura del popolo svizzero. Con forze minori, senza artiglieria e cavalleria gli Svizzeri hanno trionfato di un nemico protetto da ostacoli naturali, ben fornito d'artiglieria, di cavalleria, di tiratori. Esempio tipico del trionfo dell'azione tattica risolutiva su quella distruttiva. Nel campo strategico, pure la battaglia è degna di rilievo grande; essa è forse la più clamorosa di quelle campagne condotte attraverso battaglie «corte e grosse» per dirla col Machiavelli; rappresenta un caso, invero non molto frequente nelle guerre del Rinascimento, di strategia nettamente annientatrice, sopra l'usuale condotta strategica logoratrice.

Questo però non toglie che questa di Novara sia l'ultima vera grande affermazione del principio tattico risolutivo contro l'azione tattica distruttiva; a Marignano, malgrado il mirabile valore e lo spirito di decisione degli Svizzeri, esso prova la sua intrinseca insufficienza. Quivi i Francesi contrappongono ostacoli passivi, tiratori, artiglieria, all'impeto sfondante dei quadrati svizzeri. Ed è meraviglioso il vedere come i quadrati superino il velo dei tiratori e riescano rapidamente a ricostituirsi dopo passati i fossi e ad attaccare con sufficiente slancio i contrapposti quadrati di lanzichenecci. Ma è evidente lo sforzo e l'esaurimento che un simile procedimento comporta: il contrattacco dei lanzi, appoggiato sul fianco dalla cavalleria francese, finisce col ristabilire la situazione. E al mattino seguente l'ultimo disperato urto del quadrato svizzero di retroguardia, se riesce a far retrocedere alquanto l'avversario, s'infrange a sua volta di fronte alla solita azione combinata della cavalleria, veneziana questa volta, sul fianco.

Pure è interessante vedere come nemmeno adesso gli Svizzeri scendano a dei compromessi. E sì che dal 1517 in poi le armi da fuoco portatili subiscono un notevole perfezionamento, i loro proiettili acquistano maggiore gittata e forza di penetrazione. Eppure proprio ora la menzione dei tiratori nei quadrati svizzeri e della loro funzione, diventa sempre più rara. Tipica al riguardo la battaglia della Bicocca (1522): l'italiano Prospero Colonna ha esagerato la funzione difensiva-controffensiva del suo campo: ai lati e alle spalle, corsi d'acqua; di fronte, una scarpata di oltre un metro. E dietro a questa, quattro linee di tiratori, poi, a una certa distanza, due quadrati affiancati di picchieri, uno spagnolo e uno tedesco. Gli Svizzeri non possono che attaccare frontalmente; pure essi disdegnano ogni preparazione d'artiglieria e si pongono in due giganteschi quadrati, cento uomini di fronte su settantacinque righe ciascuno! e avanzano risolutamente. Quattro successive salve di moschetteria producono perdite spaventose

nelle dense formazioni; allorquando poi i superstiti delle prime tre righe hanno superato la scarpata, si sferra il contrattacco dei picchieri spagnoli e tedeschi, che rovescia quei valorosi, e determina il pieno fallimento dell'azione. Orbene, l'impostazione della battaglia data da Prospero Colonna è ancora quella tipica delle battaglie italiane della seconda metà del secolo XV; se al posto dei quadrati svizzeri mettiamo la fanteria leggera armata di scudo e lancia, o di scudo e partigiana, al posto delle quattro linee di moschettieri il velo dei tiratori e delle artiglierie minute, e facciamo sferrare il contrattacco non da due quadrati di picchieri, ma da due squadroni di cavalleria pesante, abbiamo esattamente una battaglia italiana del periodo che precede la calata di Carlo VIII, il periodo detto così a sproposito delle battaglie senza sangue, delle battaglie-torneo, delle allegre ridevoli galoppate, di cavalleria. Al tempo stesso poi una cosa è ormai evidente, la maggiore efficacia dei tiratori, i quali non solo posseggono adesso armi migliori, ma tendono a riunirsi in veri corpi tattici; così che il loro tiro può venire disciplinato e soprattutto concentrato a masso, e con maggiore rapidità. Ormai non v'ha dubbio: la picca svizzera, vincitrice dei cavalli catafrattati e delle lance dei cavalieri, delle frecce e degli schioppetti, dell'artiglieria pesante e leggera, della fortificazione campale, dell'alabarda, dello spadone a due mani, deve fare i conti col nuovo nemico, il moschetto ossia archibugio perfezionato; e il quadrato di picchieri dovrà, sia pur lentamente, trasformarsi tanto nella forma che nella proporzione delle armi, il che è quanto dire in tutta la sua tattica.

La campagna del 1524 dimostra sempre più l'insufficienza della tattica svizzera di fronte ai tiratori spagnuoli, e la difficoltà del quadrato svizzero di reagire al tiro con un attacco o contrattacco deciso e travolgente. Eppure più che mai ora è dato rilevare la scarsezza di tiratori fra i fanti della Confederazione! Quanto all'azione degli Svizzeri alla battaglia di Pavia, essa andrebbe, credo, riesaminata attentamente: la scoperta della seconda parte dei *Mémoires* del Maresciallo di Florange, che comandava appunto gli Svizzeri in tale grave circostanza, e che scrisse in prigionia pochi mesi dopo la battaglia, non è bastata invero a risolvere il problema. La grande battaglia è stata vista sostanzialmente in due modi: a) scontro delle forze imperiali contro le forze francesi già riunite e schierate a battaglia; b) scontro delle forze imperiali contro le forze francesi intervenute successivamente nella lotta, e successivamente annientate. Ma pare senz'altro da preferirsi la seconda interpretazione, e sembra certo che gli Svizzeri combatterono divisi in tre gruppi, o almeno in due, separatamente, senza poter mostrare nè contro i tiratori

spagnoli nè contro i lanzichenecchi tanto superiori di numero, le loro migliori qualità tattiche. A Pavia del resto il semi-italiano marchese di Pescara aveva fatto suo il principio di Consalvo di Cordova e di Bartolomeo d'Alviano al Garigliano: obbligare l'avversario ad abbandonare l'accampamento fortificato e ad accettare la battaglia in campo aperto, non per mezzo dell'azione d'artiglieria, ma grazie alla manovra. D'altro lato il terreno albertato dovè agevolare l'azione dei tiratori spagnoli. Ma era tuttavia manifesto che picchieri e tiratori dovevano integrarsi a vicenda; e trionfò, alla fine, della gigantesca lotta, l'esercito che meglio seppe attuare questa collaborazione, ossia l'esercito imperiale, il quale potè cacciare definitivamente i Francesi dall'Italia, grazie all'ottima cooperazione fra picchieri tedeschi e tiratori spagnoli.

Pure a Ceresole d'Alba (1544) altra fra le più caratteristiche battaglie del tardo Rinascimento, l'intransigenza tattica svizzera ancora trionfa, e al contrario il sistema di porre nella seconda riga del quadrato di lanzichenecchi dei tiratori, e far precedere il cozzo finale da una loro salva, sembra che soprattutto serva a spezzare l'impero e la potenza d'urto del quadrato di picche. Ma a parte il fatto che il quadrato svizzero a Ceresole era di veterani e quello tedesco di novizi male addestrati, sta il fatto che il quadrato svizzero ebbe il valido appoggio del vicino quadrato di picchieri francesi. Così che dal punto di vista della storia della tattica si può dubitare del valore probativo di siffatto brillante episodio. Del resto Ceresole d'Alba si può considerare come l'ultimo fulgente bagliore di una tattica splendida ma che sta per venir meno di fronte alle armi nuove; i quadrati di picche, svizzeri o no, dovranno nella seconda metà del secolo XVI di fronte alla crescente diffusione delle armi da fuoco, profondamente trasformarsi e accettare tiratori sulla fronte e sui fianchi; l'epoca della tattica svizzera è finita! . . .

Mi sembra ora che anche per la tattica degli Svizzeri si possa affermare che essa, come già la tattica dei Romani fino a Canne, come la tardiva tattica macedone di fronte ai Romani, come la stessa tattica medievale di Carlo il Temerario, davanti alle risorse e innovazioni dell'avversario ha preferito a più riprese esasperare le proprie possibilità anzichè adattarsi a scendere a compromessi. Nelle guerre d'Italia la tattica svizzera s'è imposta a tutti gli eserciti; questi hanno però a loro volta reagito secondo le proprie esigenze e la propria tradizione. E ne è venuta l'arte militare del Rinascimento, che è una cosa più complessa della semplice tattica dei quadrati di picche. A quest'opera gl'Italiani hanno validamente contribuito e non è esagerato affermare che l'arte militare, dico l'*arte*, della Rinascenza, è tutta pervasa dello spirito

italiano. Ad ogni modo nulla di più errato che il considerare gl'Italiani del Rinascimento sorpresi dalla tattica svizzera, incapaci di adeguarsi ad essa, ostinatamente legati a una prassi guerresca anacronistica. Più esatto il dire che la tattica svizzera, ad onta dei suoi trionfi, ha dovuto alla fine piegarsi alle esigenze di una più complessa arte militare: a ciò ha contribuito molto, indubbiamente, lo sviluppo delle armi da fuoco, ma pure la forza di una prassi di sua natura più portata ad accogliere e svolgere tutti gli elementi della naturale evoluzione guerresca.

Resterebbe ora a esaminare un altro problema: perchè l'Italia, pur con tanta fioritura d'arte militare, non ha sviluppato e conservato una valida fanteria di tipo svizzero. Come spiegare questa insana manchevolezza? Occorre innanzi tutto vedere su quali basi economico-sociali si fondi questa fanteria presso gli Svizzeri, che ne danno il modello. Essa è formata da pastori e da contadini, spesso liberi, talvolta invece vassalli di signorotti di campagna o soggetti ad oligarchie nobilari cittadine, come a Berna e a Zurigo. Le molte guerre insieme condotte portano alla fusione dei diversi elementi, e nella battaglia i contadini già soggetti a Casa d'Absburgo e ora liberi, e quelli ancora soggetti ai signori feudali, combattono insieme, guidati dai nobili della città e della campagna. I primi, che diffidano dei nobili, si lasciano in campo guidare da loro. E questi d'altra parte ben comprendono che da soli sarebbero destinati a soccombere, e non disdegnano di porsi alla testa di contadini e pastori semi-ribelli. Le clamorose vittorie rendono presto onorifico anche il guidare i già spregiati fanti. In questo modo la fratellanza d'armi e la fiducia reciproca preparano la via a una più cordiale comunanza civile, rompono la barriera fra città e campagna, superano la scissione dei vari ceti. Non la solidità dello stato rafforza l'esercito, ma la coesione che questo di vittoria in vittoria viene acquistando, serve a rafforzare lo stato stesso. Insomma, una superiorità tattica in guerre esterne può risolversi in un fondamentale elemento di coesione interna, sviluppando accanto alla fiducia guerresca, il sentimento e l'orgoglio patrio. E ciò che è l'effetto, diventa poi a sua volta causa di nuova e sempre maggior coesione: la fanteria svizzera ha due potenti fattori spirituali: amor di patria e rispetto della gerarchia. Nobili, cavalieri, artigiani, contadini ancora semi-vassalli o pastori liberi e solo uniti dal comune sfruttamento di pascoli o boschi, finiscono col trovarsi mirabilmente fusi entro i loro mastodontici quadrati.

Veniamo all'Italia. Quivi non solo la fanteria in genere non è affatto trascurata dai nostri condottieri, ma non lo è neppure quella di picchieri. Si tratta però dapprima d'un numero relativa-

mente scarso di provvisionati o di professionisti. Il vero armamento dei sudditi al modo svizzero si ha coi Vitelli e con *Cesare Borgia*; qualche cosa di mezzo fra i signorotti feudali e i principi della rinascenza i primi, vero principe precursore dello stato moderno il secondo; entrambi rappresentano lo stato forte, tale da non temere l'armamento di una parte dei sudditi. Al contrario, la costituzione della miliza fiorentina, che pretenderebbe d'essere alla svizzera, è subito minata da questo terrore: che i sudditi armati, ufficiali e soldati, divengano tosto setta e fazione. Ma soprattutto Venezia porta a un grado notevole lo sviluppo d'una fanteria di tipo svizzero, e specialmente con propri sudditi, quali i Romagnoli dal 1504 in poi, e colle stesse cernite; così gli elementi più idonei ed esercitati del territorio dovrebbero formare le parti esterne dei quadrati, e la massa dei contadini le parti interne. Quanto ai quadri, essi sono dati soprattutto dai cadetti della nobiltà locale, sia fra le cernite che fra i provvisionati. In sostanza il governo mostra di non temere l'armamento dei sudditi, e anzi, fino a un certo punto, incoraggia l'aristocrazia locale a formare i quadri.

Viene il giorno della prova: Agnadello. I veterani si battono da eroi, gran parte delle cernite gareggia in valore con essi; ma un'altra parte cede, e per una serie di ragioni concomitanti, questo cedimento finisce coll'aver importanza decisiva nella rotta, ed esso soprattutto vien ricordato. Ma v'ha di più. La sconfitta s'accompagna alla defezione di molta parte dell'aristocrazia da un lato, e alla perdita delle Romagne dall'altro. Di conseguenza entro i quadri di picchieri entrano ora elementi eterogenei, operai disoccupati, venturieri, villani. E più che mai grave si fa la crisi dei quadri, formati con elementi locali di dubbia fedeltà, o depauperando i quadri già scarsi delle superstiti schiere romagnole.

Ma v'ha di più. La tattica del quadrato, così unitaria, ha in sè un grave elemento di forza o di debolezza; tutte le forze si riuniscono e concentrano in esso; se vince è vittoria completa; se perde, tutto è perduto. Ora il concentrare le cernite in uno o due quadrati, voleva dire arrischiare più che mai tutto. Tanto più che anche dal punto di vista psicologico, la formazione densa e compatta, se tendeva ad accrescere la fiducia in sè e la sicurezza della vittoria, si prestava pure, con elementi scadenti, a una propagazione fulminea di timor panico. Una fanteria di tiratori è invece sempre più mobile ed elastica: se non può dare grandi vittorie; è meno soggetta a rotte annientatrici. Meglio dunque lasciare alle cerne le armi da fuoco col compito di fare la guerriglia, non la guerra grossa: attraverso la guerriglia sarebbe pure avvenuta una naturale formazione e selezione dei quadri. In

conclusione, dunque, la mancanza d'una valida fanteria era pur sempre la conseguenza di uno stato non abbastanza solido e sicuro dei propri sudditi. Per una fanteria il problema dei quadri era essenziale; essa diveniva veramente quale la formavano i suoi ufficiali inferiori, emanazione di larghi strati della classe dirigente.

D'altra parte le Romagne, contese fra Venezia e il Papa, perennemente dilaniate da lotte civili, non presentavano affatto il quadro politico-sociale della Svizzera. Esse del resto potevano dare al massimo otto o diecimila uomini, un terzo di quanti se ne riusciva a trarre dalla Confederazione. Ad ogni modo lo Stato Pontificio potè servirsene anche meno di Venezia; e del resto a Ravenna subito ne perse la parte migliore. Ma certo è notevole che questa fanteria fosse sorta là dove il regime semi feudale consentiva ai nobili di armare e inquadrare i propri vassalli, come presso i Vitelli, i Naldi, i Del Monte, gli Orsini stessi; o dove un governo, come quello del Borgia, era abbastanza forte da permettere l'armamento degli uni e degli altri. Già del resto il fiorire delle Compagnie di ventura italiane si era legato, contrariamente a quanto generalmente non si creda, a quelle forma di ripresa della nostra nobiltà che nel secolo XIV e XV si era accompagnata a una vera e caratteristica recrudescenza o reviviscenza di feudalismo. E in realtà lo sviluppo delle fanterie nelle Romagne e nell'Umbria non era che la continuazione, adattata alle esigenze tattiche nuove, di quel mercenarismo a carattere permanente guidato specialmente da signori e feudatari, al servizio innanzi tutto di Venezia. Ora lo Stato Pontificio, nel lento e faticoso travaglio della sua costituzione, aveva schiantato o indebolito le piccole signorie, senza sostituirgli ancora lo stato forte. Non nella trascuratezza dei condottieri, ma nelle condizioni politiche dei nostri stati si doveva trovare la ragione del mancato o insufficiente sviluppo della fanteria pesante italiana; e la sua fatale inferiorità rispetto a quella dei suoi grandi avversari.

Nota bibliografica:

Lungi dal voler presentare una bibliografia completa, che sarebbe vastissima, sull'argomento, mi limito a indicare alcune opere fondamentali o di cui particolarmente mi sono valso ai fini della presente comunicazione: G. Koehler, «Die Entwicklung des Kriegswesens und der Kriegführung in der Ritterzeit» (Breslau 1886—89). — J. R. Dieterich, «Die Taktik in den Lombardenkriegen der Staufer» (Marburg 1892). — W. Erben, «Kriegsgeschichte des Mittelalters» (München und Berlin 1929). — K. H. Schaefer, «Deutsche Ritter und Edelknechte in Italien während des 14. Jahrhunderts» (Paderborn 1911). — W. Block, «Die Condottieri»; Studien über die sogenannten «unblutigen Schlachten» (Berlin 1913). — M. Hobohm, «Macchiavellis Renaissance der Kriegskunst» (Berlin 1913). — W. F. von Mülinen, «Geschichte der Schweizer-Söldner» (Bern 1887). — E. Gagliardi, «Der Anteil der Schweizer an den italienischen Kriegen 1494—1516», I. Band (Zürich 1919). — R. Durrer,

«Die Schweizergarde in Rom und die Schweizer in päpstlichen Diensten» (Luzern 1927). — «Storia Militare Svizzera», compilata . . . da Storici svizzeri sotto la direzione del Colonnello M. Feldmann e del Capitano H. G. Wirz (Berna 1915—35, voll 1^o. 2^o e 3^o). — F. L. Taylor, «The Art of War in Italy 1494—1529» (Cambridge 1921). — H. Delbrück, «Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte» (voll. III e IV, Berlin 1923 e 1920). — P. Pieri, «Alcune quistioni sopra la Fanteria in Italia nel periodo comunale», in Rivista Storica Italiana, serie IV, fasc. IV (1933). — P. Pieri, Il «Governo et exercitio de la militia» di Orso degli Orsini e i «Memoriali» di Diomede Carafa, in Archivio Storico per le Province Napoletane, n. s., fasc. I—IV (1933). — P. Pieri, «La Crisi Militare Italiana nel Rinascimento nelle sue relazioni con la crisi politica et economica» (Napoli 1934). — P. Pieri, «Dell'Arte della Guerra di Niccolò Macchiavelli (Roma 1937, Edizioni Roma Anno XV).

* * *

Zusammenfassung des Vortrages von Major *Piero Pieri*,
Professor an der Universität Messina.

Die schweizerischen Truppen in Italien zur Zeit des Spätmittelalters und der Renaissance.

Die eidgenössischen Siege über den Burgunderherzog bedeuten eigentlich eine neue Epoche der Kriegsgeschichte. Von ihnen her datiert das Aufkommen der Infanterie; freilich ging das nicht ohne Widerstand von Anhängern der alten Taktik ab, man versuchte die Erfahrungen mit Althergebrachtem zu verbinden; daraus entstand ein Gewirr, das dem Historiker heute noch in seinem mannigfachen Wechsel der angewendeten und versuchten Kampfverfahren Anreiz zu eingehenden Studien bieten muss. In den italienischen Kriegen, seit Karl VIII., bot sich den verschiedenen taktischen Verfahren das beste Versuchsfeld.

Ueber die Entstehung der eidgenössischen Gevierthaufen ist schon viel geschrieben worden. Nicht unwahrscheinlich ist eine ihrer Wurzeln in der italienischen Städtmiliz zu suchen. Wenn auch kein Massenaufgebot ist doch die lombardische Miliz die Zusammenfassung der Stadtbürger, ungeübt und schwerfällig, aber doch zur Verteidigung gegen Reiterscharen des Adels verwendbar. Mit Schild und Spiess ausgerüstet (was beider Dimensionen beschränkt) kann diese Masse immerhin den Ansturm reisiger Reiter einige Zeit aufhalten. Genügend lange in der Regel, dass die städtischen Reiter sich nach ersten Scharmützeln ordnen können, um den nun seinerseits vor den Spiessen in Unordnung geratenden Feind in Rücken und Flanken anzufallen. Aus dieser Zusammenarbeit zweier Waffen entsteht der Sieg; er führt aber zur Bildung eines dritten gegnerischen Treifens, der Nachhut, die ihrerseits die Reiter wiederum angreift. 1315 scheint der Höhepunkt dieser Taktik in der Schlacht von Montecatini erreicht, schon 1325 (Altopascio) wird das Fussvolk in seinem Ge-

viert nach Vertreibung der Reiter zusammengehauen. Die Reiterei hat ihre schlachtentscheidende Form wieder gefunden; im ganzen 13. Jahrhundert kann von einheitlicher Taktik nicht mehr die Rede sein. Der städtische Langspieß tritt nur noch vereinzelt in Aktion, so 1401 bei Brescia.

Die «Eidgenossen» ihrerseits entwickeln eine Offensivtaktik. Nach Abwehrschlachten in günstigem Gelände haben sie eine eigentliche treffenweise Angriffstaktik mehrerer spießbewehrter Haufen ausgebildet. Ihre politische Einheit fördert die Gleichmässigkeit der militärischen Ausbildung. Es scheint zwar wenig wahrscheinlich, dass seit Friedrich II. Zeiten die Schweizer mehr als vielleicht die Form der Abwehr von Reiterangriffen durch geballte Fussvolkhaufen aus lombardischem Gedankengut entnommen. Ihre Stosstaktik trägt ebensoviel vom Keil der germanischen Schlachtordnung in sich. Keinenfalls lassen sich ja auch, nach gegenwärtigem Aktenstand, regelmässige eidgenössische Söldnerzüge vor 1373 (Visconti) nachweisen.

Freilich massen sich Italiener und Schweizer in Gironico, Arbedo und Ponte di Crevola (1487), in welcher letzterer Schlacht die alte lombardische Taktik vereinter Waffen den Sieg davontrug, weil ihr schweizerischerseits nur ein Gevierthaufen entgegenstand.

Von 1447 weg lässt sich eine neue Taktik in Italien nachweisen: Verteidigung hinter Geländehindernissen, die mit Schützen gespickt werden. Dies bedingt eine neue Infanterie, die einerseits den Gegner wenn irgendmöglich im Marsch überrascht und verwirrt, anderseits aber doch ausreichend Stosskraft besitzt, um Verschanzungen anzugehen. Trotzdem führte dies nicht zur Annahme des schweizerischen Systems, das immerhin nicht unbekannt geblieben; wohl aber entwickeln sich nun neben den bisherigen Fussknechten mit Schild und Lanze die Spiessträger als erste Glieder, hinter denen die Hiebwaffenträger und Schützen eingereiht stehen. Zeigten Rapallo und Fornovo die Vorteile des einen Systems, liess Gonzalvo de Cordoba wiederum bei Atella (1496) die alte Treffentaktik Erfolge erringen. Hindernisse in der Front und Anfälle gegen Rücken und Flanken vermögen auch des schweizerischen Ungestüms Herr zu werden (Cerignola, Garigliano 1503, Cadore 1508).

Mit der Schlacht von Ravenna (1512) erscheint als neues wichtiges Element die Artillerie. Sie vermag den Verteidiger wieder zu zwingen, seine Gräben und Wälle zu verlassen, wäre es auch nur um die beweglichen Reitermassen vor Vernichtung durch das Feuer zu beschützen. Diese Taktik schien den Schweizern wenig zu liegen. Novara (1513), unbestritten ein Höhepunkt

kriegerischen Schaffens, zeigt den durch keine Abwehrmassnahmen aufzuhaltenden Ansturm der Spiessträger; aber diese rücksichtslose Sturmtaktik führt zu den blutigen Verlusten von Mariano, von Bicocca, von Pavia. Noch einmal flackerte das sterbende Flämmlein bei Ceresole d'Alba (1544) auf, trotzdem war nun die Führung an die Feuerwaffe übergegangen.

Im Lande klassischer Kriegskunst musste die überraschende schweizerische Taktik ihren Einfluss geltend machen. Dieser war mannigfach. Neben den rein taktischen Folgen zeigten sich solche organisatorischer Art. Ein Visconti, ein Cesare Borgia, durften es sich leisten, ihre Untertanen zu bewaffnen und, den Eidgenossen ähnlich, gegen den Landesfeind in Gewalthaufen einzusetzen. Aehnlich handelte Venedig in der Romagna. Gerade hier zeigte sich aber auch die Gefahr dieser Organisation. Gewalthaufen sind der Panik unterworfen, einmal zersprengt, fehlt jedes fernere Widerstandselement. 1504 ging die Romagna den Venezianern verloren; nicht die Soldaten hatten versagt, wohl aber die Führung.

Max F. Schafroth, Oberstlt.

Gustav (II.) Adolf als Feldherr

Von *Olle Normann*, Major und Chef der kriegsgeschichtlichen Abteilung des schwedischen Generalstabes zu Stockholm.

Gustav Adolf hatte bei dem Aufbau seiner militärischen Organisation auf den von seinen Vorgängern gelegten Grund zu bauen. Der Wert der bestehenden Einrichtungen der Wehrmacht lag vor allem in dem nationalen Charakter der Hauptwaffe des Heeres, der Infanterie, und der Besatzung der Flotte, die auf der *allgemeinen Wehrpflicht* beruhten. Dadurch konnte die Wehrkraft des Volkes zum äussersten ausgenützt werden. Dagegen waren die Möglichkeiten zur Anschaffung von Kriegsmaterial anfangs sehr begrenzt, aber dank der Massregeln des Königs zur Beförderung der Kriegsindustrie und des Schiffsbaues wurden bald günstige Bedingungen zur Versorgung der einheimischen Wehrmacht geschaffen. Damit war für die quantitative Entwicklung derselben hinreichend gesorgt. Dagegen hatte sich die Qualität der einheimischen Truppen in den vorhergehenden Feldzügen wenig bewährt.

Durch die Macht der Verhältnisse wurde Gustav Adolf vor die schwere Aufgabe gestellt, als *Organisator* hervorzutreten, ehe er als Feldherr diejenige Erfahrung gesammelt hatte, die allein das theoretische Wissen befruchten kann. Zufolge des Mangels an einer lebenskräftigen nationalen militärischen Kultur sah er

sich auch gezwungen, den Impuls zu seiner Tätigkeit in ausländischen Vorbildern, zunächst der *niederländischen Kriegskunst*, zu suchen. Mit der Konsequenz, die das militärische Denken Gustav Adolfs kennzeichnete, nahm er dabei eine gewisse Gefechtsorganisation als Ausgangspunkt, um von da zu einer passenden Organisation der Truppenverbände zu kommen. Er begann also mit der von ihm selbst verbesserten niederländischen Gefechtsform und prüfte diese in seinen Feldzügen. Prinzipiell zeigte es sich, dass die Auffassung des Königs, die Gefechtsform betreffend, die richtige war, und es bedurfte nur einer den allmählichen Erfahrungen gemäss vorgenommenen Retusche, um ihr das endgültige Gepräge zu geben.

Der leitende Gedanke, jetzt allgemein anerkannt, aber damals meist ausser acht gelassen, war die Uebereinstimmung zwischen der Gefechtsorganisation (taktischen Organisation) und der Organisation der Verbände, wobei die Möglichkeit einer geschmeidigen Gefechtsführung besonders beachtet werden sollte. Die dabei geschaffenen niederen Gefechtseinheiten, die also zugleich ständige Truppenkörper sein sollten, waren die Schwadron (das Bataillon) und das Feldregiment, die beim Fussvolk sowohl als bei der Reiterei aus vier, beziehungsweise acht Kompagnien bestanden. Bei der Infanterie gab es anfangs ausserdem eine höhere taktische Einheit, das Land-(Gross-)regiment, welches aus drei Feldregimentern bestand. Zur Verwendung im Felde kam aus praktischen Gründen das Landregiment jedoch niemals. Schon der Garnisonsdienst in den okkupierten Gebieten erforderte zahlreiche, auf verschiedene Orte verteilte Verbände, weshalb das Feldregiment und die Schwadron sich als am meisten zweckentsprechend erwiesen. Dies war auch der Fall, was die verhältnismässig geringe Feldarmee betraf. Das Landregiment, welches also anfangs, der vorbildlichen niederländischen Schule gemäss, den höheren taktischen Verband ausmachen sollte, übte während seines Bestehens deshalb nur die Funktion einer administrativen Einheit unter friedlichen Verhältnissen im Heimatlande aus.

Unerlässlicherweise musste dies Organisieren und Prüfen trotz aller darauf angewandten Energie zeitraubend sein. Erst im Jahre 1628 kann beides als abgeschlossen gelten. Erst zu dieser Zeit hatte der Organisator das Instrument des Feldherrn fertig. Schon dieser Umstand macht die Vorsicht erklärlich, mit der Gustav Adolf die livländischen und preussischen Feldzüge vollführte. Das Heer hatte vor dieser Zeit noch nicht die zu einer Entscheidungsschlacht erforderlichen Eigenschaften. Dabei war es vor allem die erklärliche langsame Entwicklung der Reiterei, bei der die Regimentsorganisation erst mit den Jahren 1628 bis

1629 (in Finnland sogar später) durchgeführt wurde, die die Schlachtentaktik des Königs beeinflusste. Im Kampfe gegen eine Armee wie die polnische, deren Hauptwaffe aus der Kavallerie bestand, musste man, in Mangel einer eigenen hinlänglichen Reiterei, versuchen dieser Ungelegenheit entgegenzuwirken. Das Streben danach gab der Schlachtordnung ein stark defensives Gepräge, was besonders in der Gruppierung der Infanterie zum Vorschein kam. Denn diese konnte nicht stets auf Unterstützung durch Kavallerie rechnen. In rein abwehrender Absicht entstand dadurch jene keilförmige Aufstellung der Schwadronen (Bataillone), wodurch die Infanteriegruppen den oft beschriebenen Charakter einer wandernden Festung bekamen. Man hat die Zwangslage, die zu diesen kunstmässigen Formen führte, früher wenig beachtet, weshalb denn auch die ältere Periode der Schlachtentaktik des Feldherrn ungünstig beurteilt und verkannt worden ist. Immerhin hatte die Schlachtordnung Gustav Adolfs in dieser ersten Periode einen unverkennbar oranischen Charakter.

Erst als mit dem Jahre 1628 die quantitative Unterlegenheit der schwedischen Kavallerie — hauptsächlich durch Anwerben deutscher Reiterregimenter — verschwand, bekam Gustav Adolf freie Hand zum Einführen seiner neuen selbständigen Taktik. Als die Reiterei derjenigen des Feindes gewachsen war, wurde es möglich, die Infanterie von den tiefen, defensiven Gruppierungen, die vorher das freie Manöver des Fussvolks gehemmt hatten, zu befreien. In der neuen Gefechtsorganisation der Infanterie ergriff der König wieder die mit den Landregimentern verbundene taktische Idee einer höheren Einheit. Es ist die berühmte Brigade Gustav Adolfs, die damit ihren Eintritt in die schwedische Schlachtordnung nimmt. Seine eigenen Erfahrungen kamen darinnen zum Ausdruck. Die Schlachtordnung bekam ein festeres und einfacheres Gepräge als zuvor, und zugleich wurde die Beweglichkeit sehr verstärkt. Mit den Infanteriebrigaden konnte man der wechselnden Lage gemäss auf dem Schlachtfelde ordentlich manövrieren. Bei der Kavallerie aber behielt Gustav Adolf das Regiment, aus zwei Schwadronen (wie bei der Infanterie zu je vier Kompagnien) bestehend, als höchste taktische Einheit. Die Organisation dieser Waffe war also von Anfang an so wohl erwogen, dass keinerlei Aenderungen erforderlich wurden.

Durch die neue formelle Taktik und mit gründlicher Ausbildung gelang es dem König, der schwedischen Armee eine Manövrierfähigkeit weit über das gewöhnliche Mass beizubringen. Dazu kam die hohe Feuertechnik und das Zusammenwirken der verschiedenen Waffen. Das Bedürfnis der Kavallerie nach grösserer Feuerkraft, als diejenige, welche die Pistolen der Reiter schenken

konnten, wurden schon zu Anfang der Reformen Gustav Adolfs durch zugeteilte Abteilungen von Musketierern sichergestellt. Dadurch wurde der Kavallerie ihre natürliche Gefechtsweise, die Attacke mit der blanken Waffe, wiedergegeben. Die schwedische Reiterei wurde durch diese Technik einem Gegner, der das Feuer der Infanterie und Kavallerie nicht miteinander zu vereinigen verstand, an defensiver wie offensiver Kraft überlegen. Die Feuerkraft der Infanterie wurde schon in den ersten Feldzügen in Preussen durch Beigabe einer speziellen Infanterieartillerie bedeutend erhöht. Man nannte die dem Fussvolke beigegebenen leichten Kanonen Regimentsstücke. Die erst verwendeten sog. Lederkanonen, welche sich nicht bewährten, wurden jedoch von metallenen Stücken ohne Lederüberzug ersetzt. Auch der schweren Artillerie wurde durch Verbesserung des Materials eine früher unbekannte Beweglichkeit und Feuerkraft gegeben. Sie konnte das Gefecht der beiden anderen Waffen wirksam unterstützen. Durch ein zweckmässiges Zusammenwirken der drei Waffen war die Feuertechnik zu einer für die Zeit höchsten Vollendung getrieben und bildete die grundlegende Vorbereitung zum Einbruch mit der blanken Waffe. — Beweglichkeit auf dem Schlachtfelde, höchste Wirkung im Angriff und in der Verteidigung, dies waren die Kennzeichen der neuen schwedischen Taktik. — Im grossen ganzen war das Heer in Schlachtordnung jetzt auf zwei voneinander getrennten Treffen (Linien) verteilt. Das zweite Treffen bildete die Reserve, mit welcher der Feldherr den Gang des Gefechtes beherrschen, die Absichten des Feindes durchkreuzen und seine eigenen durchsetzen konnte. Der König als Organisator und Ausbilder der Truppen hatte dem König als Feldherrn die feste Grundlage zum Sieg in der Schlacht gegeben.

Währenddem Gustav Adolf als Organisator und Taktiker die Impulse zur Heeresorganisation und deren Verwendung in der Schlacht aus der niederländischen Schule holte, standen ihm behufs seiner Ausbildung in der operativen Kunst des Feldherrn die gesammelten Erfahrungen sowohl der *niederländischen* als auch der *spanischen Schule* zur Verfügung. Und diese beiden in taktischer Hinsicht so verschiedenen Systeme stimmten dagegen, was die Kriegsführung in ihren grossen Zügen betraf, merkwürdig überein. Kennzeichnend für die kontinentale Kriegskunst war ihre Stellung zu dem Gipfelpunkte der Operationen, zur Schlacht. Die reichlichere Ausrüstung an Feuerwaffen erzeugte eine tief wurzelnde Ueberzeugung von der Ueberlegenheit der Verteidigung gegenüber dem Angriff, und der Ausgang einer Feldschlacht erschien dem Angreifer als eine sehr zweifelhafte Sache. Derjenige, der einer Schlacht ausweichen wollte, hatte nur ein be-

festigtes Lager zu beziehen. Ein solches besass im allgemeinen gegenüber der Artillerie der Zeit eine so grosse Widerstandskraft, dass es schwerlich ohne sehr zeitraubende Vorkehrungen zu bezwingen war. Die Schlacht war die «ultima ratio», zu welchem ohne zwingende Gründe kein Feldherr, der nicht grosse Aussichten auf Erfolg hatte, greifen wollte. Zu dieser vorsichtigen Kriegsführung trugen auch andere Ursachen bei, als die mehr oder weniger unsichere Stellung des Heerführers zu seinem obersten Kriegsherrn und die inneren Eigenschaften der Heere. Es war schwer, die aus verschiedenen Nationalitäten bestehenden Söldnertruppen, kaum irgendwo durch wirklich feste Disziplin zusammengehalten, ohne bedeutendes Risiko einer sehr verlustreichen Kriegsführung auszusetzen. Besonders aber waren die — mit Ausnahme bei den Generalstaaten — fast stetigen Schwierigkeiten bei der Auszahlung des Soldes in dieser Hinsicht hinderlich, denn von der Bezahlung hing zumeist die Willigkeit der Truppen sich überhaupt zu schlagen ab. Zufolge dessen konnte der Feldherr kaum die Entscheidung suchen, ohne zuvor im Kriegsrat sich von der Meinung seiner Untergebenen und der Haltung der Truppen überzeugt zu haben.

In der kriegswissenschaftlichen Literatur der Zeit war man sich auch darüber einig und viele Bedingungen sollten erfüllt sein, ehe man den entscheidenden Schritt wagen durfte. Man ging also selten darauf aus, den Gegner zu einer Entscheidung zu zwingen. Die Schlacht entstand unter gewissen günstigen Umständen als ein oft ziemlich freistehendes Moment der Kriegsführung. Sie war neben anderen, weniger gefährlichen und deshalb besseren nur eines von den Mitteln zum Zweck. Durch Eroberung einiger wichtigen Festungen, durch Okkupation bedeutungsvoller Gebiete konnte der Heerführer in den meisten Fällen seinem Kriegsherrn ein hinlängliches Pfand als Grundlage zu kommenden Friedensverhandlungen verschaffen. Die geographischen Gesichtspunkte traten also in den Vordergrund, es lag in der Natur der Sache, dass die Feldzüge sich meist um den Besitz der Festungen, welche das darumliegende Gebiet beherrschten, drehten. Durch Operationen gegen die Verbindungen des Feindes konnte dieser zum Rückzug gezwungen werden, ohne dass man zu dem Ausweg einer Feldschlacht zu greifen brauchte. Durch eine Gegenoffensive gegen einen wichtigen Ort oder besonders empfindlichen Teil der Lande des Gegners konnte man auch diesen bewegen, von seinem Ziel abzulassen, um z. B. einem gefährdeten Gebiet zum Entsatz zu Hilfe zu eilen. Diese sog. Diversionen waren die häufigsten Operationen der Feldzüge.

Grössere Feldschlachten kamen also selten vor. In den Befreiungskriegen der Niederlande wurde in der Periode 1576 bis

1632 (in den Jahren 1608—1620 war jedoch Stillstand) nur *eine* Schlacht geschlagen, bei *Nieuport* im Jahre 1600, und diese führte nur zu einem taktischen Erfolg der Niederländer. Wohl war in der ersten Periode des Dreissigjährigen Krieges die Gefechts-tätigkeit lebhafter. Es ging um das Dasein und das Bekenntnis der protestantischen Lande, und unleugbar war auch der Feldherr der Liga, *Tilly*, ein kühner Taktiker, eine Ausnahme von der Regel. Denn so bedächtig und methodisch er manövrierte, so *wollte* er doch die Schlacht. Dagegen war *Wallenstein* der geborene Manövrierstrategie, der prinzipiell einer Schlacht auswich. Während seiner Feldherrnlaufbahn hat er überhaupt keine Angriffsschlacht geschlagen.

Naturgemäss trat Gustav Adolf nicht von Anfang an als Meister der Kriegskunst und Schlachtenleitung hervor. Schon seine Jugend liess das nicht zu. Als treuem Schüler des niederländischen Systemes, in welchem er erzogen wurde, diente ihm die oranische «Festungsstrategie» als Vorbild. Es war nur natürlich, dass der noch unerfahrene junge Fürst Wege betrat, die von allen Kriegskundigen als zweckmässig angesehen wurden. Als er aus eigener Erfahrung urteilen konnte, und in dem Masse, wie die von ihm geschaffene Organisation des Heeres Fortschritte machte, hat er diese Wege verlassen. Vor allem war es ihm daran gelegen, langwierige Belagerungen zu vermeiden. Durch ein verkürztes Angriffsverfahren suchte er die Festungen rasch zu bezwingen. So bei Demmin und Frankfurt an der Oder. Wenn es nicht gelang, wie bei Ingolstadt, liess er von der Belagerung ab. Die Feldarmee sollte und durfte sich nicht festrennen. In der Schlachtentaktik aber trat er als Schöpfer hervor.

Immerhin stand der König während der Lehrjahre in den russischen und polnischen Kriegen noch ganz unter dem Eindrucke des Okkupationsverfahrens und der Manövrierstrategie. Er erlernte dabei den Wert und die Notwendigkeit einer sorgfältigen Basierung und wusste ausgiebig den Vorteil eines überraschenden Auftretens zu verwerten. Es fehlen auch nicht Ansätze, die Entscheidung zu suchen, aber die Machtmittel des Königs reichten weder quantitativ noch qualitativ dazu aus. In der gegebenen Lage war die vorsichtige, methodische Kriegsführung zweckentsprechend, und sie führte auch zu dem möglichst besten Resultate. Und ein Fundament der Kriegsführung hat der König sich von Anfang an zu eigen gemacht und stets mit unerschütterlicher Konsequenz angestrebt — die *volle Kommandogewalt* in Kriegssachen. Er war tief durchdrungen von der Notwendigkeit einer *einheitlichen Kriegsleitung*.

Der *deutsche Krieg* stellte Gustav Adolf vor Aufgaben, die im Vergleiche mit der vorhergehenden Tätigkeit als schier über-

menschlich gelten mochten. Der Kaiser und die Liga beherrschten Deutschland. Vergebens hatte der König es versucht, diese Katastrophe durch seine Politik zu verhüten. Was er im Verein mit anderen protestantischen Mächten hatte ausführen wollen, musste er jetzt allein tun oder in jedem Falle anfangen. Aber zufolge einer Reihe von ungünstigen Umständen war die Expeditionsarmee, die er bei seiner Landung in *Pommern* zur Verfügung hatte, sogar kleiner als diejenige, mit der er einst zu der Belagerung *Rigas* schritt. Und doch unternahm er das ungeheure Wagnis. Dieses zeugt von einem mächtigen Vertrauen in die eigene Kraft und einem eisernen Willen, der vor nichts zurückschreckte.

Wie sollte er in dieser Lage den Krieg führen? Ein rascher Vormarsch mit darauffolgender «Entscheidungsschlacht» hätte ohne Zweifel angesichts der Stärkeverhältnisse in der Tat nichts entschieden. Eine schwedische Offensive hätte sehr bald den Gipfelpunkt erreicht, und ein verhängnisvoller Rückschlag wäre sicher gewesen. Die Folge davon konnte nur eine sein: Untergang des Protestantismus und wohl auch derjenige Schwedens. Gustav Adolf hatte nichts anderes zu tun, als sich an der Küste, wo ihm die Flotte den Rücken deckte, gehörig festzusetzen und seine Operationsbasis methodisch auszubauen bis zu dem Augenblicke, da er durch Vermehrung seiner Machtmittel zu kühneren Operationen greifen konnte. Er mochte wollen oder nicht, das Okkupationsverfahren war das am meisten zweckentsprechende. Und so wurde denn auch durch die Macht der Umstände der Feldzug bis zur Schlacht von *Breitenfeld* mit einem bewunderungswerten Ausnutzen der strategischen Möglichkeiten zu einem fortlaufenden Ausbau der Operationsbasis.

Bei diesem schweren Anfang hatte Gustav Adolf ohne Zweifel Glück, wer wollte es verkennen? Die äusseren Umstände begünstigten ihn auf eine seltene Weise. Das erprobte Heer der Liga lag abseits und kümmerte sich nicht um den speziellen Feind des Kaisers. Das mächtige Heer Wallensteins war verzettelt und in den Anfängen der Zermürbung. Zu Regensburg haderten Kaiser und Fürsten, und der Feldherr des Kaisers, der einzige, der die Gefahr würdigte, wurde entlassen.

Immerhin musste der König mit einer erdrückenden numerischen Ueberlegenheit beim Feinde rechnen. Auch ohne Rücksichtnahme auf die Theorien der Zeit war also die vorsichtige Kriegsführung des Königs vor Breitenfeld von den Verhältnissen geboten. Durch zweckentsprechende Diversionen, schnelle überraschende Vorstösse, kühne Handstreichs und geschickte Verwendung des verschanzten Lagers konnte der König sich angesichts eines im grossen ganzen sehr überlegenen Gegners nicht nur behaupten, sondern grosse Fortschritte machen. Mit uner-

müddlicher Ausdauer und ohne grosses Risiko befestigte er seine Stellung im Reich. Ein Rückschlag von der Art, wie er den Dänenkönig getroffen hatte, musste um jeden Preis vermieden werden. Und dennoch hat er auch zu dieser Zeit die Entscheidung gegen Tilly mehr denn einmal gesucht. So bei Neu-Brandenburg, Magdeburg und Werben. Jedoch ungünstige Verhältnisse verschiedener Art hielten ihn doch zuletzt davon ab.

Aber die Lage änderte sich mit dem Angriffe Tillys auf Sachsen. Die geplante Vereinigung der evangelischen Stände Deutschlands unter der Führung des Königs, ja überhaupt die Stellung Gustav Adolfs auf deutschem Boden, standen auf dem Spiel. Es gab nur eine Möglichkeit, das begonnene Werk zu retten — ein entscheidender Sieg auf dem Schlachtfeld. Und gleichzeitig bekam der König durch den Anschluss Sachsens die dazu erforderlichen Mittel. Die lange Zeit des Verharrens war vorbei, wie der Blitz fiel bei *Breitenfeld* der entscheidende Schlag. Er war früher nicht ausführbar gewesen. Breitenfeld war die Frucht des langen Ausharrens, der zähen Ausdauer. Auch in der Geschichte der Kriegskunst bedeutet die Schlacht durch ihre unmittelbaren und mittelbaren Wirkungen den Durchbruch einer neuen Epoche. Das nationale stehende Heer, die wirksame Feuertechnik und die neue Taktik hatten ihre endgültige Probe bestanden. Sie bilden die Grundlagen, auf denen die Kriegskunst der neuen Zeit aufgebaut worden ist.

In der Schlacht bei Breitenfeld hatte der Feldherr sein Heer und sich selbst in einem Entscheidungskampfe gegen den berühmtesten Schlachtenlenker und die erprobteste Armee des Kontinents geprüft. Sie hatten die Probe bestanden, hatten den Feind, noch dazu unter sehr ungünstigen Verhältnissen — die Niederlage der Sachsen —, aufs Haupt geschlagen. Gleichzeitig wuchsen auch die Machtmittel des Königs zufolge Anschlusses neuer evangelischer Stände, Erweiterung der direkt beherrschten Gebiete, vergrösserter Werbemöglichkeiten und besserer Versorgung mit Geldmitteln. Naturgemäss wuchsen auch das Selbstvertrauen des Königs und sein Zutrauen zu den Fähigkeiten seiner Unterführer und den Leistungen des geübten, erprobten Heeres. Kurz, es wurde Zeit, die grosszügigen Pläne von einem den ganzen Krieg entscheidenden Feldzug, die dem König schon lange vorschwebten, ins Werk zu setzen. Nicht doch, dass Gustav Adolf seinen methodischen Vormarsch und die äusserst sorgfältige Basierung, die diesen charakterisierte, aufgegeben hätte, aber die bedächtige Erwägung war mit einer grosszügigen Kühnheit gepaart, die ja im ganzen Wesen des Königs lag, die er aber vorher zufolge der Umstände hatte zurückhalten müssen. Wie recht Gustav Adolf mit seiner sorgfältigen Basierung getan hatte, zeigte

sich übrigens in klarem Licht im Zuge nach Franken, wo sein kühner Vorstoss schon bei Würzburg kulminierte und der König sich während eines Monats in einer recht schwierigen Lage befand. Unleugbar kühn war auch die Basierung auf Süddeutschland, die zu Ende des Jahres 1631 und Anfang 1632 vollführt wurde, der Zug nach Bayern im Frühjahr 1632, das Beziehen des verschanzten Lagers bei Nürnberg, wo der König einer mehr als doppelten Uebermacht trotzte, die Schlacht an der Alten Feste und endlich der blitzschnelle Zug zur Befreiung Sachsens, der Gipfelpunkt in der Feldherrnlaufbahn des königlichen Heerführers.

Die Strategie Tillys war derjenigen Gustav Adolfs entschieden unterlegen. Aber mit dem Eintritt Wallensteins in die Operationen, also mit dem Frühjahr 1632, kam Gustav Adolf vor das Angesicht eines Gegners, der ihm in organisatorischer Begabung, Genialität der Pläne und dem Manövrieren im Feldkriege in vielen Stücken gewachsen war. Der kaiserliche Feldherr besass ein scharfes Verständnis für den strategischen Zusammenhang und die Gewaltigkeit des im Reiche geführten Kampfes. Er hatte ein starkes Gefühl der Notwendigkeit einer einheitlichen katholischen Führung bei Bekämpfung Gustav Adolfs und hat tatsächlich die Kommandogewalt im Sommer 1632 auch über das Heer Maximilians ausgeübt. Politisch so gut wie ungebunden konnte er seinen strategischen Absichten ungehemmt folgen. Eine Umbildung des Heeres nach schwedischem Muster — wenn der Feldherr dies gewollt hätte — gab die Zeit nicht zu. Er griff zu dem modifizierten niederländischen Systeme, welches die deutschen Protestanten im Kriege angewendet hatten und noch anwendeten. Dazu fügte er die entwickelte Feuertechnik der Schweden.

Wallenstein bekämpfte also zum Teil den Schwedenkönig mit dessen eigenen Waffen. In strategischer Hinsicht glückte es ihm, die Initiative an sich zu reißen. Er hatte in seinem Druck auf Sachsen einen kräftigeren Hebel als der König durch seinen Einbruch in Bayern. Beim Vormarsch gegen Sachsen hatte der kaiserliche Feldherr die Basis, die Erblande, dicht hinter sich, während der König eigentlich mit verkehrter Front stand.

Indessen, wenn auch die beiden Feldherren in der Kriegsführung manches gemeinsam hatten, in einer Hinsicht waren sie ganz verschieden — in ihrer Anschauung über die Schlacht. Wallenstein wich ihr noch immer grundsätzlich aus. Beim König trat dagegen nach Breitenfeld das ganz bestimmte Streben nach der Entscheidung auf dem Schlachtfeld zutage. Es kam, wie schon vorher angedeutet, sozusagen naturgemäss, mit den grösseren Machtmitteln und der Vollendung des Instruments, das der Meister führte. Breitenfeld war nach einer zwanzigjährigen Laufbahn

des Königs als Heerführer die erste Schlacht grösseren Stils. In den sieben letzten Monaten seines Lebens hat er *drei Schlachten* geschlagen, und es waren alles Angriffsschlachten. Dies war etwas für die Zeit ganz Unerhörtes und es ist bezeichnend für die Entwicklung des Feldherrntums Gustav Adolfs. Die drei Schlachten schlug er noch dazu unter sehr erschwerten Verhältnissen. Bei *Rain am Lech* galt es, den Feind nach einem Flussübergange angesichts einer verschanzten Stellung — für sich selbst ein Wagnis — anzugreifen. An der *Alten Feste bei Nürnberg* ging er zum Angriff auf ein verschanztes Lager von ganz ausserordentlicher Stärke und von einem im grossen ganzen gleich starken Gegner besetzt. Endlich bei *Lützen* griff er in einer Frontalschlacht eine feldbefestigte Stellung an, von der er vermuten musste, dass sie von einem überlegenen Gegner gehalten wurde, während dazu noch seine eigene Infanterie durch die Macht der Umstände bedeutend an Kampfkraft eingebüsst hatte. Es waren Aufgaben, die aller Wahrscheinlichkeit nach noch kein Feldherr seiner Zeit zu unternehmen gewagt hätte — nicht einmal Tilly, der vor einem solchen Unternehmen bei Werben zurückwich.

Das Feldherrntum Gustav Adolfs wuchs strategisch und taktisch mit den Aufgaben. In einer Hinsicht blieb er stets derselbe — in jenem frischen Reitergeist und kecken Wagemut, die ihn Zeit seines Lebens beseelten. Wohl ging er dabei manchmal zu weit. Aber der rein persönliche Einsatz als Soldat war ein Glied seines Führertums als Erzieher und Feldherr. An der Spitze seiner Reiterei verschaffte er sich persönlich einen unschätzbaren Einblick in die Lage beim Feinde, im Gefecht begeisterte er seine Soldaten durch sein persönliches Beispiel zu den grössten Taten. Unter der Führung Gustav Adolfs haben die Truppen das Menschenmögliche geleistet. Und zuletzt bei Lützen, in der furchtbar kritischen Lage bei dem Angriff *Piccolominis*, hat er wohl da zu viel getan, konnte die Schlacht ohne sein persönliches Eingreifen zum Siege geführt werden? Wer kann es sagen? Es lag nicht in dem Charakter des Königs, sich selbst zu schonen, es war gegen seine Natur. Dies war vielleicht, was sein Feldherrntum betrifft, ein Fehler, aber gleichzeitig auch eine grosse Quelle seiner Macht. Die Soldaten und das Volk vergötterten ihn. Und so hat er denn auch noch in seiner Sterbensstunde eine der grössten Taten aller Zeiten vollbracht. Er befähigte das zurückgeschlagene, des grossen Führers beraubte Heer, in grenzenloser Hingabe an den geliebten Kriegsherrn das Uebermenschliche zu leisten. Es errang ihm nach seinem Tode den letzten Sieg auf dem Schlachtfeld, einen Sieg, der über den Ausgang des Feldzuges entschied und das Werk Gustav Adolfs rettete.

Über schweizerische und polnische Kriegsartikel besonders im 17. Jahrhundert

Von Dr. *Karol Koranyi*, Dozent an der Universität Lemberg.

In der Kriegskunst und Kriegsverfassung des späteren Mittelalters sind die *Schweizer* Lehrmeister fast aller Nationen. Sie waren die ersten, welche es verstanden haben, eine kampftüchtige Infanterie zu schaffen und dieselbe taktisch zu verwenden.

Seit den ersten Siegen der Schweizer Fusstruppen schwindet allmählich die bisherige überlegene Bedeutung der Reiterei zugunsten der Infanterie. Die Infanterie ist auf dem Wege, die Königin der Waffen zu werden.

Aber nicht bloss auf die Bildung der Fusstruppe beschränkt sich das Verdienst der Schweizer in der Entwicklung des modernen Heeres. Auch auf dem Gebiete des Kriegsrechtes und der Militärdisziplin haben sie Wichtiges geleistet. Viele Bestimmungen ihrer Kriegsordnungen haben auf die Kriegsordnungen anderer Länder eingewirkt und sind auf diese Weise zum Gemeingut vieler Völker geworden.

Es muss dabei darauf hingewiesen werden, dass manche uralte Rechtsgrundsätze auf dem Wege über die Schweizer Kriegsordnungen in die Kriegsgesetze der neueren Zeit hinübergeleitet worden sind.

Als Beispiel seien die Bestimmungen der Schweizer Kriegsartikel über die Fahnenflucht während des Gefechtes erwähnt. Dieselben weisen eine grosse Aehnlichkeit mit den Bestimmungen über das feige Verlassen der Genossen im Kampfe, welche sowohl in dem für die Schweiz bedeutsamen alemannischen Volksrechte¹⁾, wie im Edikt des Langobardenkönigs Rothari²⁾ aus dem Jahre 643 enthalten sind und welche wir, zwar vereinzelt, auch in den Statuten der italienischen Städte wiederfinden³⁾. Dass ferner manche Vorschriften der Schweizer Kriegsordnungen an die Bestimmungen der fränkischen Kapitularien erinnern und dass sich in ihnen Anklänge an Kaiser Bar-

1) Lex Alamannorum 94, 2 (Germanenrechte, Band 2, Teil II, S. 66).

2) Edictus Rothari, c. 7.

3) Statut von Bologna (1250) II. 61: Quicumque civis tempore belli reliquerit carocium in campo vel alibi fugiendo, puniatur miles in 100 libras bonon. et pedes in 50 libras et plus in arbitrio potestatis. — Interessant ist die Zusatzstrafe, welche an die spätere beschimpfende Strafe der Kriegsartikel des 16. Jahrhunderts erinnert: Et nomen ejus et condemnatio scribatur in pallacio comunis ... et pingatur in pallacio.

barossas bekannte «Lex pacis castrensis» finden, ist neuestens wieder hervorgehoben worden⁴⁾).

Die Grundlage der schweizerischen Kriegsartikel bildet der *Sempacherbrief* vom Jahre 1393. Auf die im Sempacherbrief enthaltenen militärrechtlichen Bestimmungen bauen die schweizerischen Kriegsartikel, sowohl die eidgenössischen, wie die städtischen und kantonalen, auf⁵⁾).

Enge Verwandtschaft besteht ferner zwischen den schweizerischen Kriegsordnungen und den deutschen Kriegsartikeln des 16. Jahrhunderts, wie dies bereits in den Untersuchungen über die Entwicklungsgeschichte der deutschen Kriegsartikel nachgewiesen worden ist⁶⁾).

Die deutschen Kriegsartikel dienten ihrerseits als Vorlage für die für die Weiterentwicklung des europäischen Militärrechts besonders wichtigen schwedischen Kriegsartikel *Gustav Adolfs*. Auch dies bestätigen die Ergebnisse der neuesten Forschung⁷⁾).

Von den militärrechtlichen Bestimmungen des Sempacherbriefes sind jene über Fahnenflucht, Plünderung, Schonung der Kirchen und Schutz der Frauen von besonderer Bedeutung. Sie wurden in späterer Zeit, teilweise ergänzt und ausgebaut, in die Kriegsordnungen der nächsten Jahrhunderte aufgenommen.

Unter Fahnenflucht versteht der Sempacherbrief sowohl die eigentliche Fahnenflucht, wie auch das feige Verlassen der kämpfenden Reihen. Der als schuldig Befundene soll exemplarisch bestraft werden, «dis ein jeglicher hie bi bilde neme, vor solichen sachen sich ze hütende».

Die späteren Kriegsordnungen, wie bereits die Berner Kriegsordnung vom Jahre 1410 legen besonderes Gewicht auf die Bestrafung der feigen Flucht während des Gefechtes. Es wird jedermann gestattet, denjenigen, der während der Schlacht die Flucht ergreift oder andere zur Flucht anreizt, straflos niederzuachen: «und welch einer das tuot (den Flüchtigen niederstosst), der sol deshalb gantz unbekumbert, sunder von

4) Eugen von Frauenholz, Entwicklungsgeschichte des Deutschen Heerwesens, Band II, Teil 1: Das Heerwesen der Schweizer Eidgenossenschaft in der Zeit des freien Söldnertums (München 1936), S. 45, 47.

5) Ludwig Businger, Das Kriegsrecht der Schweizer in fremden Diensten (Stans 1916), S. 5.

6) Wilhelm Erben, Ursprung und Entwicklung der deutschen Kriegsartikel: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, 6. Ergänzungsband (Innsbruck 1901), S. 478.

7) Frauenholz, a. a. O. Band II, Teil 2: Das Heerwesen des Reiches in der Landsknechtszeit (München 1937), S. 27.

uns, den fründen und menklichen zuo ewigen ziten unversuocht sin und beliben».

Aehnlich verfügt sowohl die eidgenössische Kriegsordnung vom Jahre 1476, wie auch die Berner Kriegsordnung vom Jahre 1490, dass der Töter eines Fahnenflüchtigen «keine Straff verdienet habe».

Diese Bestimmung fand dann eine Nachahmung in den deutschen Kriegsartikeln des 16. Jahrhunderts. Die «Kaysers Maximilianen I. Kriegs-Artickel» vom Jahre 1508⁸⁾, Artikel 23, machen es zur Pflicht, dass ihn «jeweder, der zunächst an und neben ihm stehet, nach Krafft seines geleisteten Eides, durchstossen und ums Leben bringen» soll. Die «Artickel auf die Teutsche Knechte» vom Jahre 1570 bestimmen in Art. 22, dass wenn derjenige «der also die Flucht machen wollte, darüber zu todt geschlagen würde, so soll sich niemand an ihm verwürckt . . . haben». Aehnlich lautet Artikel 63 der gleichzeitig erschienenen «Reuter-Bestallung».

Die deutschen Kriegsartikel haben, wie bereits erwähnt, einen bedeutsamen Einfluss auf die schwedischen Kriegsartikel Gustav II. Adolfs ausgeübt. Hinter Strafbestimmungen über die Fahnenflucht folgen die schwedischen Kriegsartikel ihrem Vorbild. Laut § 64 der Kriegsartikel vom Jahre 1621 «wen bei irgend einer Gelegenheit im Felde einer zuerst fortläuft und jemand schlägt ihn tot, so soll dieser nicht bestraft werden». Diese Bestimmung kehrt dann in der Redaktion der Kriegsartikel von 1632 wieder: wird der Feldflüchtige getötet, so «soll dem Todtschläger nichts darumb geschehen, sondern schadlos gehalten werden» (Artikel 47).

Zu den weiteren für die Entwicklung des Militärrechtes wichtigen Bestimmungen des Sempacherbriefes gehören jene, welche das Verbot des Plünderns betreffen. Schon der Sempacherbrief trachtet der Beutesucht der Soldaten entgegenzuwirken, indem er verbietet «ze plündernde . . . untz uff di stunde, das die Not ein ende gewinnet und erobert wirt, das die houblüte menlichen erlaubenz ze plündernde»⁹⁾.

Die Berner Kriegsordnungen von 1410 und 1443 gehen gegen das Plündern strenger vor. Wer nämlich zu plündern

8) Ich zitiere den Text der deutschen Kriegsartikel aus dem Corpus Juris Militaris, auctum et emendatum, editio quinta (Frankfurt a. M.). In Verlegung Johann Völckers, 1709.

9) Der Sempacherbrief gibt auch die Beweggründe des Erlasses dieses Verbotes an. Es hätten nämlich in der Schlacht bei Sempach nicht so viele Feinde entweichen können, «hettent die unsern, so da bi warent, inen nachbevolget und nüt geplündert, e das der stritt gantzlich erobert wurde uff ein ende».

beginnt «e die sach und der stritt geendet und erobert wurd, der ist uns verfallen umb lib und umb guot ane alle genad».

Die Eidgenössischen Kriegsordnungen von 1476 und 1481 verfügen ganz allgemein, dass «wann Gott einen Streit zuo behalten Glück gebe, solt niemands ... plündern, biss der Streit gantzlich zergangen, der Sieg gewonnen, und das Veld behalten».

Von den deutschen Kriegsartikeln folgen die Artikel auf die Teutschen Knechte den Berner Kriegsordnungen. «Bey vermeidung Leibes-Straffe» ist es verboten, sich «auf Plünderung begeben ... es sey dann die Wahlstatt und Plätze zuvor erobert» (Art. 20).

Der Reiterbestallung dienten sichtlich als Vorlage die Eidgenössischen Kriegsordnungen. Manches wurde aus ihnen fast wortgetreu übernommen: Da Gott Gnade gebe, dass den Feinden obsieget würde, so sol nichts destoweniger keiner ... auf das Beuten und Nacheilen begeben» (Art. 83). Der gleichen Redewendung begegnen wir auch in den schwedischen Kriegsartikeln vom Jahre 1621 (§ 96): «Wenn es Gott gefällt, dass wir den Feind schlagen ... so soll ... Niemand sich auf plündern einlassen, so lange es möglich ist, den Feind zu verfolgen und bis dieser ganz sicher geschlagen ist». Sollte durch eigenmächtiges Plündern Schaden für die eigenen Truppen entstehen, so sollen die plündernden Soldaten mit dem Tode bestraft werden.

Zu den Grundsätzen des Sempacherbriefes, welche auf die späteren Kriegsgesetze besondern Einfluss ausgeübt haben, gehören jene über den Schutz der Kirchen, Frauen und Kaufleute.

Der Sempacherbrief verbietet, Klöster, Kirchen und Kapellen aufzubrechen und niederzubrennen, ausgenommen den Fall, dass diese Gebäude als Verteidigungsanlagen durch den Feind benützt wurden. Abgesehen von den kurzen Bestimmungen der Berner und Eidgenössischen Kriegsordnungen, welche die Kirchenschändung mit dem Verlust einer Hand, beziehungsweise mit dem Tode bestrafen, folgen die meisten Kriegsartikel getreu den Bestimmungen des Sempacherbriefes. Sowohl die Zürcher Kriegsordnung von 1444, wie der Artikelsbrief Maximilians I., wie schliesslich die schwedischen Kriegsartikel verbieten strengstens Kirchen zu schänden, nehmen aber, wie der Sempacherbrief, den Fall aus, dass sich in der Kirche oder derselben angehörendem Gebäude der Feind eingenistet hat und von dort aus den eigenen Truppen Schaden zufügt.

Besonderen Schutz gewähren ferner die Kriegsartikel den Priestern und vor allem den Frauen, den Kindern und alten Leuten. Wer sich an ihnen vergreift, wird laut den Bestimmungen der meisten Kriegsartikel mit dem Tode bestraft.

Ein besonders humanitärer Zug weht aus der Zürcher Kriegsordnung von 1444. Das Haus, in welchem eine Kindbetterin wohnt, darf nicht niedergebrannt werden, aber auch ein anderes Haus, aus welchem sich die Feinde wehren, darf nicht niedergebrannt werden, wenn die Gefahr besteht, «das davon der kindbetterin hus ouch brunnen müste».

Ueber den Schutz der Kaufleute, welchen schon das Gesetz Friedrichs I. kennt, bestimmt der Sempacherbrief ganz allgemein: «wer uns ouch kouf bringet, des lip und guot sol bi uns sicher sin». Die späteren, sowohl schweizerischen, wie deutschen und schwedischen Kriegsartikel unterstreichen den besonderen Schutz, welcher den Kaufleuten, die Lebensmittel dem Heere zuführen, gewährt wird. Wer ihnen ein Leid zufügt, wird mit dem Tode bestraft.

Es muss schliesslich noch hervorgehoben werden, dass eine Reihe von Bestimmungen, welche sich zwar nicht im Sempacherbrief, hingegen in den späteren schweizerischen Kriegsordnungen befinden, in den ausländischen Kriegsartikeln Aufnahme gefunden hat. Hierher gehören die Bestimmungen über den Schutz der Mühlen. Wir begegnen ihnen zuerst in der Berner Kriegsordnung vom Jahre 1443. Sie werden später durch die eidgenössischen Kriegsordnungen, wie auch durch die deutschen und schwedischen Kriegsartikel wiederholt.

Die genannte Berner Kriegsordnung unterstreicht ferner das Verbot des eigenmächtigen Feueranlegens, welches sowohl durch die Zürcher Kriegsordnung, wie auch durch die deutschen Artikelsbriefe und die schwedischen Kriegsartikel nachgeahmt wird¹⁰).

Schliesslich seien noch die Bestimmungen über die strenge Marschdisziplin der schweizerischen Kriegsordnungen erwähnt, welche als Vorbild für die ausländischen Kriegsgesetze gedient haben.

* * *

Die Hauptwaffe des polnischen Heeres war Jahrhunderte hindurch die Reiterei, das Fussvolk spielte fast gar keine Rolle. Es war dies einerseits durch die Eigenheit des Geländes, anderseits durch die Art der Kriegsführung durch den Gegner bedingt. Daher weist auch die polnische Kriegsführung viele Besonderheiten auf¹¹).

10) Das Verbot des Feueranlegens kennt schon das Gesetz Friedrichs I. von 1158, doch scheint es ausser Acht geblieben zu sein.

11) Otton Laskowski, *Odrebnosc staropolskiej sztuki wojennej* (Les particularités de l'ancien art militaire polonais) in: *Travaux du VI-Congrès des Historiens Polonais à Wilno, Ire partie* (Lwów 1935), S. 375 ff.

Die Bildung einer neuzeitlichen Infanterie in Polen begann im 16. Jahrhundert zur Zeit der Regierung König *Stephans Batory*. Ihr eigentlicher Schöpfer aber war König *Wladislaw IV*. Er verstand es, aus den Erfahrungen der kürzlich durch den Waffenstillstand in Altmark (1629) beendeten polnisch-schwedischen Kriege, sowie aus den Berichten über den gleichzeitig in Deutschland geführten (30jährigen) Krieg die entsprechende Lehre zu ziehen. Mit Scharfblick erkannte er die wachsende Bedeutung der bisher in Polen ziemlich vernachlässigten Waffengattung — der Infanterie.

Er schuf daher im Jahre 1633 eine nach ausländischen — vornehmlich nach schwedischem, zum Teil nach deutschem — Muster organisierte Fusstruppe, welche aus geworbenen Soldaten zusammengesetzt war. Diese Fussabteilungen wurden «*piechota cudzoziemskiego autoramentu*» (Infanterie der ausländischen Mietstruppen)¹²⁾ genannt. Kommando- und Dienstsprache waren anfänglich deutsch¹³⁾. Auch die Offiziere dieser Truppen waren anfänglich zum grössten Teil Ausländer¹⁴⁾, während die Mannschaft hauptsächlich aus unter den Einheimischen geworbenen Leuten bestand. Darauf weist am besten der Umstand hin, dass die für die Mietstruppen herausgegebenen Kriegsartikel in polnischer Sprache veröffentlicht wurden, um sie dem bloss der polnischen Sprache mächtigen Soldaten zugänglich zu machen.

Kriegsartikel entstanden in Polen um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts. Eine zusammenfassende Darstellung der Geschichte der polnischen Kriegsartikel fehlt. Eine derartige Arbeit war bisher wegen Mangel an einer brauchbaren Ausgabe der polnischen Kriegsartikel unausführbar. Denn erst 1937 hat Professor *Stanislaw Kutrzeba* eine Sammlung¹⁵⁾ der Quellen des polnischen Militärrechts herausgegeben¹⁶⁾.

Von den polnischen Kriegsartikeln war im Auslande hauptsächlich die Kenntnis der «*Articuli constitutionum bellicarum regni Poloniae*» genannten Kriegsartikel verbreitet. Diese Be-

12) Es gab auch eine Reiterei der ausländischen Mietstruppen.

13) Marjan Kukiel, *Zarys historii wojskowosci w Polsce* (Grundriss der Geschichte des Heerwesens in Polen, dritte Auflage, Kraków 1929), S. 92.

14) Marjan Kukiel, *Polskosc i niemczyzna w cudzoziemskim autoramencie* (Polentum und Deutschtum in der ausländischen Mietstruppe), *Przeglad Wspolczesny* X, Bd. XXXVI (Kraków 1931), S. 203 ff.

15) Stanislaw Kutrzeba, *Polskie ustawy i artykuly wojskowe od XV do XVIII wieku* (Polnische Militärgesetze und Kriegsartikel vom 15. bis 18. Jh.), Kraków 1937.

16) Von der Wichtigkeit dieser Sammlung zeugt am besten der Umstand, dass von 49 hier veröffentlichten Denkmälern des altpolnischen Militärrechts 20 bisher unbekannt gewesen sind.

nennung ist erst im 17. Jahrhundert in Westeuropa entstanden. Eigentlich sind es Kriegsartikel, welche der Hetman (Feldherr) *Grzegorz Chodkiewicz* im Jahre 1566 veröffentlicht hat.

Die Frage, weshalb gerade diese Kriegsartikel in Westeuropa am meisten bekannt geworden sind, lässt sich unschwer beantworten. Sie befinden sich nämlich in dem im Auslande verbreiteten Werke des *Johannes Pistorius* «*Poloniae historiae corpus*» (Band I, S. 49 ff.), welches 1582 in Basel erschienen ist.

Aus diesem Werke wurden sie durch die Herausgeber der grossen Sammelausgaben des europäischen Militärrechts, welche den Titel «*Corpus iuris militaris*» führen, entnommen¹⁷⁾. Fast in allen diesen Sammelausgaben sind die Kriegsartikel vom Jahre 1566, jedoch ohne Anführung dieses Jahresdatums und unter der Bezeichnung «Kriegsartikel des Königreichs Polen» im Wortlaut zumeist lateinisch und deutsch wiedergegeben worden.

Durch das Versehen des Herausgebers der im Jahre 1723 erschienenen Neuauflage des «*Corpus iuris militaris*», *Johann Friedrich Lünig*, wurden diese Kriegsartikel mit jenen verwechselt, welche im Jahre 1609 auf dem Reichstage verlautbart worden sind und welche für die Entwicklung des altpolnischen Militärrechts grosse Bedeutung besitzen.

Lünig führt den Wortlaut der polnischen Kriegsartikel nicht an, sondern begnügt sich mit der Bemerkung (Bd. 1, S. 144), dass «das vornehmste Kriegsgesetz unter König Sigismundo III. auf dem Anno 1609 gehaltenen Reichs-Tage aufgerichtet . . . und sind dieselben nebst der Teutschen Uebersetzung davon in der 5ten Edition des Corporis Juris Militaris . . . und zwar im ersten Theile pag. 502 zu befinden». Die 5. Auflage ist von Johann Völcker im Jahre 1709 herausgegeben worden. Auf der angegebenen Seite sind die oben erwähnten «Kriegsartikel des Königreichs Polen» abgedruckt.

Den Fehler Lünigs wiederholt der Herausgeber des «*Corpus iuris militaris novissimum*» vom Jahre 1724, welcher die Artikel von 1566 unter dem Titel «Kriegsarticuli des Königreichs Polen, welche unter König Sigismund auf dem 1609 gehaltenen Reichs-Tage abgefasst worden», im Wortlaut anführt. Ueber das Verhältnis der polnischen Kriegsartikel zu den zeitgenössischen westeuropäischen können wir wegen Mangel an diesbezüglichen Vorarbeiten kein abschliessendes Bild geben.

In den polnischen Kriegsartikeln begegnen wir einerseits sehr alten, polnischen Rechtsbräuchen, wie zum Beispiel dem

¹⁷⁾ Ueber die verschiedenen Ausgaben dieser Sammelwerke vgl. Wilhelm Beck, *Corpus iuris militaris* 1632 bis 1724. Zur Bibliographie älterer Quellen des Militärrechts: Archiv für Militärrecht, Band VII (Leipzig 1917), S. 35 ff.

Eid auf die Sonne¹⁸⁾, anderseits aber lässt sich ein Einfluss ausländischer Kriegsartikel auf die polnischen nicht verkennen. Unzweifelhaft lässt sich dies hinsichtlich der bereits erwähnten Artikel für die ausländischen Mietstruppen feststellen.

Als Vorlage für diese vom König *Wladislaw IV.* erlassenen Kriegsartikel haben die schwedischen Kriegsartikel von 1632 gedient, welche kurz nach ihrer Veröffentlichung auch in deutscher Uebersetzung erschienen sind. Die polnischen Kriegsartikel folgen fast wortgetreu dem schwedischen Original. Nur einige Stellen, die ausschliesslich den schwedischen Verhältnissen angepasst sind, sind weggelassen worden¹⁹⁾.

Die für die Mietstruppen erlassenen Kriegsartikel erfreuten sich eines hohen Ansehens. Als an ihre Stelle um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts von König *August II.* neue Kriegsartikel für diese Truppenteile eingeführt worden sind, verlangte General *Kampenhausen* in einer 1725 verfassten Denkschrift²⁰⁾ die Wiedereinführung der Wladislawischen Kriegsartikel.

Diese Denkschrift ist auch deshalb von Bedeutung, weil sie den Beweis liefert, dass die ursprüngliche Herkunft der eben erwähnten Kriegsartikel in Vergessenheit geraten war. *Kampenhausen* hatte die Aehnlichkeit zwischen den Wladislawischen Kriegsartikeln und den schwedischen, einigen deutschen, sowie schweizerischen (Zürcher) Kriegsartikeln erkannt, glaubte aber annehmen zu können, dass die polnischen Kriegsartikel die Grundlage für die schwedischen gebildet haben.

* * *

Wichtig ist nun die Feststellung, dass man sich bereits im 18. Jahrhundert eines Zusammenhanges zwischen den polnischen, schwedischen und zürcherischen Kriegsartikeln bewusst war, nur war man sich nicht mehr im klaren, welche von diesen Kriegsartikeln eigentlich als Vorbild für die anderen gedient haben.

18) Wladyslaw Semkowicz, Jeszcze o przysiedze na slonce (Nochmals über den Eid auf die Sonne) in: Studia historyczne ku czci Stanisława Kutrzeby, Bd. I (Kraków 1938), S. 429 ff.

19) Vgl. Karol Koranyi, Z badan nad polskimi i szwedzkimi artykulami wojskowymi XVII stulecia (Studien zu den polnischen und schwedischen Kriegsartikeln des 17. Jahrh.) in: Studia historyczne ku czci St. Kutrzeby, Bd. I, S. 269.

20) Die einschlägigen Teile dieser bisher unveröffentlichten Denkschrift zitiert M. Kukiel in der Besprechung der von Kutrzeba herausgegebenen Sammlung im Kwartalnik Historyczny (Historische Vierteljahrschrift), Bd. 51 (Lwów 1937), S. 569.

Darauf, dass die Kriegsartikel der Stadt Zürich getreu die schwedischen Kriegsartikel Gustav Adolfs nachahmen, ist schon hingewiesen worden²¹). Bei genauerem Vergleich beider Rechtsquellen lassen sich nur geringe Verschiedenheiten feststellen. Mehrere Artikel der schwedischen Vorlage (wie zum Beispiel Art. 38, 39, 58, 88, 89, 104, 105, 107) sind in den Zürcher Kriegsartikeln weggelassen worden. Manchmal sind ganze Titel der schwedischen Kriegsordnung verkürzt, manchmal mehrere Titel in einem zusammengefasst in der Zürcher Kriegsordnung wiedergegeben worden²²). Andererseits begegnen wir manchen, wenn auch geringen Ergänzungen, welche altes Recht enthalten²³).

Ausser den Zürcher weisen auch die mit ihnen verwandten Berner Kriegsordnungen der Jahre 1708 und 1711 eine gewisse Einwirkung der schwedischen Kriegsartikel auf.

Wann kam es eigentlich zu einer Rezeption der schwedischen Kriegsartikel in Zürich? Höchstwahrscheinlich um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Da die erste Ausgabe der den schwedischen Kriegsartikeln nachgeahmten «Löblicher Statt Zürich Kriegs-Artikel» 1656 erschien, können wir annehmen, dass es erst kurz nach dem ersten Villmerger Krieg zu einer Neuabfassung der Zürcher Kriegsartikel gekommen ist²⁴). Es hängt dies, ähnlich wie in Polen, mit der zu dieser Zeit durchgeführten Heeresreform zusammen²⁵).

Ueberblicken wir noch einmal das Gesagte, so können wir einen höchstinteressanten Vorgang wahrnehmen. Rechtsgrundsätze, welche sich im Mittelalter auf schweizerischem Boden entwickelt haben, gelangten auf dem Wege über die deutschen Kriegsartikel des 16. Jahrhunderts in die schwedischen Kriegsartikel, um dann wieder durch die Rezeption der schwedischen Kriegsartikel in Zürich in die ursprüngliche Heimat zurückzugelangen. Zugleich haben sie mittelbar durch die Aufnahme der schwedischen Kriegsartikel in Polen die Entwicklung des polnischen Militärrechts beeinflusst.

21) W. Erben, a. a. O. 520.

22) Vgl. z. B. Titel IX und X der schwedischen und Titel VIII der zürcherischen Kriegsordnung.

23) Z. B. Art. 29 (Schutz der Frauen, der alten Leute und der Priester) und Art. 40 (Marschdisziplin) der zürcherischen Kriegsordnung.

24) Alfred Zesiger, Wehrordnungen und Bürgerkriege im 17. und 18. Jahrhundert: Schweizer Kriegsgeschichte Heft 7 (Bern 1918), S. 50.

25) Gustav Jakob Peter, Ein Beitrag zur Geschichte des zürcherischen Wehrwesens im 17. Jahrhundert (Zürich 1907), S. 84 ff.

L'influence de la tradition et de la révolution sur les armées de l'époque napoléonienne

Par *Marian Kukiel*, général de brigade e. r.,
Directeur du Musée Czartoryski, Krakow.

L'étude de l'influence de la tradition et de la révolution dans les armées de l'époque napoléonienne nous a été proposée par le Comité Organisateur du Congrès. En entreprenant de présenter ici à mes illustres confrères un rapport sur ce sujet, je me suis rendu compte de son étendue. Il paraît impossible d'embrasser dans un bref exposé toutes les questions qui s'imposent, impossible d'énumérer tous les phénomènes des plus intéressants non seulement pour l'histoire militaire proprement dite, mais pour l'histoire des peuples. Ce que je vais vous soumettre, ce ne sera qu'une esquisse rapide du sujet dans son ensemble, illustrée par un seul exemple, celui de l'armée polonaise, exemple, qui ne me paraît pas dépourvu d'intérêt: il s'agit d'une armée où les traditions médiévales n'étaient pas encore éteintes quand elle adopta franchement toutes les institutions militaires françaises, qu'elle assimila et dont elle fit son bien national.

Quand il est question de la tradition militaire dans les armées européennes du début du siècle passé, on est tenté de la confondre avec le type prussien, fédéricien, prédominant dans les armées de l'Ancien Régime. C'est à ce type que *Hans Delbrück* dans son œuvre magistrale avait réduit les phénomènes militaires caractérisant ces armées. Ce type est personifié dans le Grand Frédéric, incarné dans l'armée prussienne du XVIII^e siècle, armée-geôle («Strafanstalt») selon Scharnhorst¹). Elle fût en effet le modèle prédominant pour la plupart des armées européennes. Rappelons ses traits caractéristiques: armée de métier, permanente, plus ou moins cosmopolite; raccolage d'étrangers et de l'écume de la population, recrutement de cantonistes restreint aux plus basses couches du peuple («die gemeinen Leute, die Vagabunden»), service à vie, condition humiliante du soldat; un corps d'officiers d'origine surtout nobiliaire, séparé par un abîme des hommes de troupe; son moral consiste dans son «point d'honneur». Pour les soldats une discipline cruelle, dressage mécanique comme instruction. Ordre rigide et serré, linéaire, campements, ravitaillement par distributions de vivres tirés de magasins, méthode et routine (voire ce qu'en dit *von der Goltz*), manque de réserves; donc conduite de la guerre plutôt lente et

1) Cf. Clausewitz, *Nachrichten über Preussen*, la monographie de Scharnhorst par Lehmann, le chapitre sur la réforme militaire dans le livre de Cavaignac.

prudente, tendance à substituer des manœuvres savantes à la bataille; le principe de conservation a le pas sur le principe de destruction.

Certes, tous ces traits ne se retrouvent pas partout. *Delbrück* lui même a constaté que l'armée française de l'Ancien Régime a eu ses traits particuliers: point de cantonistes, engagements plutôt volontaires, condition du soldat moins humiliante, discipline moins rigide, peines corporelles, inspirées du modèle prussien, abhorrées et bientôt abolies. Il faut y ajouter certains éléments d'un art de guerre nouveau: système divisionnaire, piquets de tirailleurs, emploi de colonnes, concentrations d'artillerie: autant de germes d'un grand avenir. A l'apologie brillante de l'armée royale par *J. Colin* et récemment par le général *Weygand* il faut opposer cependant le tableau moins édifiant de *J. Morvan* et *J. Revol*. Outre l'armée française, il y en a d'autres, qui tout en subissant l'influence prussienne, gardaient un caractère différent: notons par exemple l'homogénéité relative et l'espèce de sauvagerie chez les Russes; chez les Autrichiens, il faut constater des tendances plus «éclairées» et plus humaines, qui, sans prévaloir dans l'armée, en déterminent cependant l'aspect différent de celui de l'armée prussienne, sans parler de l'armée russe. Voir l'excellent livre du général comte *J. Kinsky: Elementar-begriffe von Dienstsachen* (Wien 1785), traduit immédiatement en polonais par le général d'artillerie *F. A. Brühl*. Quant à l'armée polonaise, cas particulier, il faudra y revenir.

Les armées françaises de la Révolution opposent à celles de l'Ancien Régime les phénomènes bien connus: l'armée est nationale, complétée par des masses de volontaires, puis par une réquisition irrégulière de gardes nationaux, puis par la «levée en masse», prélude du service général et obligatoire, enfin par la conscription. Ses effectifs dépassent tout ce qu'on avait vu jusque là, et sa faculté de rénovation, malgré le nombre immense de réfractaires, correspond à une usure démesurée. Les cadres sont pour la plupart improvisés, les officiers sortis des rangs, les soldats peu exercés, ils se forment en combattant. Un patriotisme farouche est commun aux officiers et à la troupe. L'honneur militaire et l'esprit de corps ne sont plus le privilège des officiers. La discipline, ruinée d'abord, renaît sur des bases nouvelles; elle fait appel au bon vouloir, au patriotisme, à l'honneur du soldat. L'instruction fait appel à son intelligence. Les troupes font des marches énormes, elles se dispersent en cantonnements, elles vivent sur le pays sans se débander, la désertion réduit parfois les effectifs sans les anéantir. L'armée est organisée en divisions et corps d'armée; elle marche et manœuvre, articulée en largeur et profondeur. L'emploi des tirailleurs et des colonnes

d'attaque se généralise au détriment de la tactique réglementaire qui reste celle de l'ordre « mince » (linéaire). Les services fonctionnent mal, la misère éprouve souvent les troupes en les décimant, la cohésion n'est assurée que par le moral, le côté matériel étant trop souvent négligé. Ces traits sont communs aux armées de la République et de l'Empire; dans les dernières, il y a plus d'ordre, plus de discipline, des cadres plus expérimentés, des soldats (jusqu'en 1807) mieux instruits; le patriotisme s'y confond avec le culte de l'Empereur²).

Certes il y a des contrastes frappants entre l'armée française de l'Ancien Régime et celle de la Révolution et de l'Empire. Il faut cependant — et le général *Weygand* a bien raison d'y insister — tenir compte de ce fait indéniable, que l'une et l'autre étaient l'armée française; que l'armée royale, toute désarmée qu'elle fût par la Révolution et les tentatives contre-révolutionnaires, servit tout de même de cadre pour l'armée nouvelle, et que l'amalgame n'assimilait pas simplement les bataillons blancs à la masse des bataillons bleus; c'était aussi l'esprit militaire et la tradition glorieuse de la vieille armée qui allaient se communiquer aux jeunes soldats de la Révolution. On sait par l'excellent livre de *Colin* comment se fit l'éducation militaire de Napoléon, ce qu'il devait aux enseignements de ses maîtres et de ses chefs, comme le général *Du Teil*, aux théoriciens comme *Guibert*, à l'étude des campagnes des grands capitaines des armées royales; c'est l'ancienne armée qui l'avait formé et on pourrait, mutatis mutandis, en dire autant de *Berthier*, de *Carnot*, de *Davout*, de *Macdonald* et de tant d'autres. L'armée nouvelle héritait de tout le bagage intellectuel de l'armée ancienne, elle en maintenait en somme les préceptes et les règlements. A mesure que les passions politiques s'évanouissaient, les troupes du Nouveau Régime se plaisaient de plus en plus à invoquer les souvenirs de celles de l'Ancien.

Elles en recueillirent un héritage précieux. Elles revirent aussi certains phénomènes typiques pour l'Ancien Régime, des revenants d'un passé qu'on croyait mort à jamais. On voit à l'époque de l'Empire les riches exempts du service militaire, car ils ont le droit de s'acheter un remplaçant; le service redevient un privilège des pauvres. On revoit des recrues réfractaires conduites en fers à leurs régiments, des criminels grâciés pour être enrégimentés, des régiments français composés de Belges, Italiens, Polonais, Allemands, Hollandais, Croates, Illyriens etc., des prisonniers de guerre enrôlés sans trop de scrupules; l'armée nationale redevient un peu internationale, l'Empire ayant dépassé

2) Cf. Delbrück, Cantal, Morvan, Révol, etc.

les frontières nationales et même les frontières naturelles, et l'Empereur se trouvant de plus en plus obligé de faire flèche de tout bois. Quand on lit les livres du prof. *Maag* sur les troupes suisses de Napoléon, on y voit bien la difficulté croissante avec laquelle on les recrutait; avant la grande guerre de 1812 on eut recours aux tribunaux: pour de légers délits on pouvait alors être condamné à la gloire et à la grandeur militaire. Car ces soldats suisses de 1812 se sont comportés avec une bravoure et une constance héroïques. Faut-il invoquer le souvenir glorieux des régiments suisses d'Oudinot, de leur retraite à travers Polotsk embrasé ou de leur lutte finale et mortelle sur les bords de la Bérésina à côté des débris de l'armée polonaise de Poniatowski?

Napoléon, qui avait mis de l'ordre dans l'Etat français bouleversé et transformé par la Révolution, pour imposer ensuite le régime nouveau à une grande partie de l'Europe, accomplit la même œuvre dans le domaine militaire. Aux Italiens, Polonais, Allemands de Westphalie ou du Grand Duché de Berg, il fit adopter les institutions militaires françaises: lois, règlements, tactique. D'autres alliés: les Suisses, les Hollandais, la plupart des Allemands, les Espagnols mêmes transformèrent leurs institutions militaires et leur art de la guerre sous l'influence française et les adversaires suivirent la même voie. Dès 1801 l'archiduc Charles s'efforce de faire régénérer l'armée autrichienne sous l'influence de la nouvelle armée française et ses idées élevées sur l'éducation du soldat n'ont pas encore perdu leur valeur. Il réussit à abolir le service perpétuel, à réduire les punitions corporelles³⁾. Puis, en 1808, c'est le tour des Prussiens: une vraie révolution accomplie par *Scharnhorst* qui était naguère champion convaincu du système fédéricien: l'armée devient nationale, la condition du soldat honorable; les peines corporelles sont abolies. L'organisation des armées s'inspire de l'exemple français, en le surpassant: en Autriche les institutions de la réserve et de la Landwehr sont supérieures à celle de la garde nationale; quant aux Krümpers prussiens, ils annoncent la grande réforme de 1814, établissant le service militaire général et obligatoire. Même phénomène quant à la tactique: les règlements autrichiens (1807), prussiens (1812), russes (1812), tout en s'inspirant de la tactique française, sont supérieurs au règlement français (1791) qui tout suranné qu'il était (il ne se préoccupait ni de l'emploi des tirailleurs ni de celui des colonnes d'attaque) survécut cependant à l'Empire. La tradition — esprit de corps et de caste chez les officiers, discipline sévère, rigidité dans le service, restes de routine dans les manœuvres — persiste dans la plupart des

3) Cf. Angeli, Horsetzky, Criste.

armées, transformées d'ailleurs dans le sens français: accroissement des armées, leur caractère national, le service plus ou moins généralisé, le facteur moral régénéré, la conduite de plus en plus vigoureuse et hardie, la mobilité augmenté, l'emploi au moins subsidiaire de tirailleurs et de colonnes. L'armée anglaise seule représente la tradition inébranlée par le souffle de la Révolution⁴).

* * *

Il est temps de passer à ce cas particulier que présente l'armée polonaise. A l'époque de la révolution française c'est une armée de métier et permanente, recrutée au moyen d'un enrôlement volontaire, comme en France, complétée d'ailleurs par des levées de recrues «cantonistes», en nombre restreint et pour une durée de service relativement courte. Dans la cavalerie on trouve encore des restes de l'organisation médiévale: il y a encore l'enrôlement par lances, avec des cavaliers maîtres et des cavaliers valets. Les lois militaires, l'organisation, les règlements sont en général très rapprochés des prussiens. L'art militaire polonais cherche à suivre les préceptes du Grand Frédéric. En somme, une armée d'Ancien Régime comme les autres, se rapprochant par certains traits des armées voisines, par sa composition plutôt de l'armée royale de France. Car — il faut bien le constater — non seulement l'enrôlement est en somme volontaire, comme en France, mais le corps d'officiers est formé à la française. L'Académie Royale Militaire ou le Corps de Cadets de Varsovie, n'admet que des jeunes nobles, mais ils en sortent pénétrés des «lumières» du siècle «éclairé», des idées de liberté et de fraternité. Les écoles de l'artillerie et du génie ont un niveau très élevé et elles admettent des fils de bourgeois; il y en a beaucoup dans les «armes savantes» et le corps d'officiers de ces armes acquiert une influence croissante sur le reste de l'armée; c'est de ce corps surtout que sortiront les organisateurs de l'insurrection de *Kosciuszko*.

La condition du soldat est dure et il est encore soumis à une discipline cruelle. Il y a cependant d'autre liens que la peur qui le rattachent aux drapeaux. L'abîme séparant dans les armées

4) Quant à la réception au moins partielle des institutions militaires et de l'art de guerre de la Révolution par les différentes armées du continent européen, elle n'est pas suffisamment étudiée. Nous sommes (grâce aux publications du Grand Etat Major Général allemand d'avant-guerre) parfaitement documentés sur l'armée prussienne; nous le sommes suffisamment sur l'armée italienne (et napolitaine), polonaise, autrichienne, russe; nous ne le sommes pas sur la plupart des armées de la Confédération du Rhin (même sur les armées bavaroise, saxonne, würtembergeoise, badoise). Il faut espérer que les historiens militaires allemands entreprendront un jour cette étude importante.

de l'époque l'officier du soldat paraît se fermer un peu sous l'influence des idées nouvelles se propageant dans le corps d'officiers et d'autre part par le sentiment patriotique qui s'allume dans les âmes des troupiers. Il y a là un élément fait pour cimenter l'armée : c'est la petite noblesse qu'on trouve en masse aussi bien dans les cadres que dans les rangs. Un autre apparaît — ce sont les officiers d'origine bourgeoise. C'est probablement par l'action de ces deux éléments qu'un patriotisme farouche se communique au simple soldat polonais, au paysan illettré, qui saura affronter les supplices et la mort pour rester fidèle à sa patrie.

Le grand effort national à l'époque de l'insurrection de *Kosciuszko* s'accomplit dans des conditions fort intéressantes : on y voit des institutions traditionnelles, qui sont juxtaposées aux institutions révolutionnaires. La vieille armée permanente est maintenue, complétée, augmentée. Pour la recruter, les armes et les effets faisant défaut, on a recours à un procédé médiéval, souvent employé au XVII^e siècle : expédition d'un combattant à pied par 5 feux, d'un cavalier monté par 50, l'un et l'autre équipés et autant que possible armés par les soins des propriétaires. A côté de cela nous avons des corps de volontaires comme aux États Unis et en France ; une milice qui correspond à l'américaine et à la garde nationale française et qui sert de réservoir pour compléter l'armée ; un arrière-ban populaire enfin, où l'on retrouve l'idée du service général, de la levée en masse. Tout cela cimenté par un esprit patriotique très aigu, dans le sens français, c'est-à-dire républicain et égalitaire.

Après les partages, les légions polonaises formées en Italie et en France et destinées par les patriotes polonais à servir de noyau à l'armée de la Pologne régénérée, assimilent les institutions, les règlements, les mœurs, le moral de l'armée française en y ajoutant le patriotisme polonais raffiné par les malheurs, les déceptions et les souffrances. Des débris seuls vont rentrer dans leur patrie, mais ce sont ces légionnaires qui non seulement fournissent les cadres des troupes polonaises de Napoléon, mais leur imposent — non sans surmonter certaines résistances — le type français.

La formation de ces troupes nationales en 1806—07 et en partie encore en 1809 et 1812—13 présente les mêmes aspects que la « force armée nationale » de *Kosciuszko*, Recrues fournies et équipées par les propriétaires, volontaires en masse, un arrière-ban même, cette fois tout-à-fait féodal : nobles « chevaliers » avec leurs « valets » et des « remplaçants », ceci pour satisfaire au désir de l'Empereur, qui voulait avoir une « pospolite » : pospolite ruszenie (arrière-ban), institution très analogue à celle de l'insurrec-

tion hongroise. Dans les régiments des chevaux légers polonais de sa garde, l'Empereur ne veut que des fils de propriétaires; mais ils ne sont plus «maîtres» ni accompagnés de «valets» — ils sont tout simplement des soldats, et des soldats d'élite. On voit, juxtaposée à tout cela, une garde nationale à la française.

Depuis 1808 la Pologne adopta le système de la conscription. C'était une vraie révolution. Jusqu'alors le noble polonais ne servait qu'en volontaire, abstraction faite de l'arrière-ban suranné et abandonné; et les recrues, qu'il fournissait, c'était son impôt vivant, dont il s'acquittait pour la défense du pays. Maintenant le voilà soumis (en principe au moins) aux mêmes obligations et au même devoir que la masse du peuple! On a murmuré, puis on s'est soumis, bientôt on a vu dans la conscription (même histoire que pour le code Napoléon) une institution nationale.

Ce fut le prince *Joseph Poniatowski*, ministre de la guerre, qui imposa la conscription au Duché. Son zèle parut même équivoque à *Davout*, qui commandait alors les troupes alliées en Pologne: Poniatowski aurait brusqué la réforme militaire pour nourrir le mécontentement des classes privilégiées. Ce n'étaient cependant que de vains soupçons. En 1792 Poniatowski, alors jeune général, avait adressé au roi son oncle ces paroles sublimes: «Si vous aviez, Sire, dès le début de cette campagne (guerre d'indépendance contre la Russie) comme elle n'était pas préparée au point de vue militaire, soulevé tout le pays, si vous étiez monté à cheval avec la noblesse, en armant les villes et affranchissant les paysans, ou bien nous aurions succombé avec honneur, ou bien la Pologne serait redevenue une puissance.» N'y retrouve-t-on pas le même ordre d'idées qui avait depuis amené Poniatowski à épouser la cause napoléonienne, à établir la conscription, à combattre l'Ancien Régime, dont il était autrefois un enfant gâté, à croiser les armes avec les camarades autrichiens de sa jeunesse, à écarter toutes les insinuations des coalisés, à mourir enfin de la mort d'un soldat, fidèle jusqu'au bout à son devoir? Il personnifiait les traditions chevaleresques et le point d'honneur des corps d'officiers de l'Ancien Régime. Il personnifiait en même temps une armée nationale, transformée et régénérée par le souffle de la Révolution.

Quant à la tactique des troupes polonaises, en 1792 elle est encore celle de l'ordre mince, elle le reste en principe en 1794. Seuls les corps de chasseurs combattent en tirailleurs; il est vrai que ces corps de volontaires deviennent très nombreux dans la guerre de l'insurrection. Dès le début de cette campagne Kosciuszko fait exécuter par son infanterie des violentes attaques à l'arme blanche, en colonnes. Les nouvelles levées manquant de fusils et armées en grande partie de piques et de faux, il prescrit

à ses «faucheurs» le règlement de la garde nationale française. Si le faux est l'arme traditionnelle du paysan polonais, l'ordre dans lequel il a à combattre et les procédés tactiques sont dus à la Révolution. Ces phénomènes nouveaux ne manquèrent pas de produire une impression puissante sur les adversaires et imposèrent à *Souvaroff* des modifications dans la tactique de l'infanterie et de la cavalerie russe.

La tactique de l'infanterie des légions polonaises est toute française et elle se communique aux troupes polonaises de la période impériale. L'emploi de tirailleurs et de colonnes d'attaque devient général; toute l'infanterie polonaise y excelle et la rapidité de ses mouvements surpasse même celle de l'infanterie française.

Quant à la cavalerie polonaise, inférieure en somme à la cavalerie russe, dans la campagne de 1794 elle recouvre toute sa valeur traditionnelle dans le régiment de cavalerie des légions (combattant en Italie, sur le Danube, encore en Italie, en Silésie, en Espagne, en Pologne et en Saxe), qui fut longtemps le seul régiment de lanciers des armées françaises. Depuis 1806 la plupart des régiments de cavalerie polonaise étaient composés de uhlands (lanciers) et c'est à leur exemple que la lance, arme traditionnelle et favorite des Polonais, fut adoptée par une partie de la cavalerie impériale (les régiments de chevaux-légers lanciers). Par la rapidité de ses manœuvres et l'impétuosité de ses attaques, la cavalerie polonaise se fit une grande renommée, surtout dans les dernières campagnes de l'Empire.

L'artillerie polonaise de l'époque impériale, instruite par son excellent inspecteur, un Français, le général *Pelletier* (devenu depuis inspecteur général de l'artillerie française), apprit rapidement à concentrer son action sur les points décisifs, à agir avec vigueur et ensemble.

Dans le domaine de la grande tactique, on retrouve chez les chefs polonais — *Dombrowski* et *Poniatowski* — des traces de leur éducation militaire, des lenteurs méthodiques, des entraves d'une routine surannée; seul, *Poniatowski*, sut s'en délivrer. Ami et admirateur de *Davout*, dont fièrement il se disait élève, sans être aussi grand tacticien il joignait comme lui à la vigueur de l'action beaucoup de vigilance et de prudence; s'il avait là quelque héritage des armées de l'Ancien Régime, cet héritage n'était pas tout-à-fait méprisable.

Ainsi dans tous les domaines de la vie militaire on voit en Pologne un procès de régénération, des progrès immenses accomplis, des éléments de tradition se confondant avec des éléments de révolution pour former — comme en France — *une nouvelle tradition nationale*.

Der Einfluss von Tradition und Revolution auf das ungarische Militär der Napoleonischen Zeit

Von *Arpád Markó*, kgl. ungarischer Oberst, Abteilungsvorstand im kgl. ungarischen Kriegsarchiv zu Budapest, Mitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften.

Der Kampfwert einer Armee hängt nicht nur von der Ausbildung, Disziplin, Bewaffnung, Versorgung und geschickten Führung ab. Einen wesentlichen, jedoch nicht sichtbaren, daher inponderabilen Bestandteil bildet auch die in einer Truppe seit Jahrhunderten gepflogene und stark gewordene Tradition. Sie entsteht in der Truppe und durch die Truppe selbst, entfaltet sich zu voller Blüte; ihr Einfluss auf Moral, Kampftüchtigkeit und auf das Gefüge einer Abteilung ist ohne Zweifel sehr gross. Die Wichtigkeit der durch Tradition stark gewordenen militärischen Tugenden schildert Clausewitz in seinem klassischen Werk über den Krieg in prägnanter Weise folgendermassen: «Die kriegerische Tugend eines Heeres erscheint als eine bestimmte moralische Potenz, die man nicht hinwegdenken, deren Einfluss man also schätzen, als Werkzeug, dessen Kraft man berechnen kann.»

Ein Heereskörper kann sich jedoch auch in seiner Geschlossenheit nicht vom Zeitgeiste isolieren. Die grossen Geistesströmungen, welche eine Nation bewegen, bleiben nicht ohne Nachwirkung auf die Heere. Wenn im Inlande revolutionäre Strömungen entstehen, so werden die betreffenden Heere gewöhnlich mitgerissen. Kommen sie aber vom Ausland, so ist ihr Einfluss auf die Heere, deren Staat gegen diese Ideen Stellung nimmt und kämpft, in der Regel nicht von durchschlagender Wirkung. Es fragt sich nun: Welche Kraft ist in kritischen Zeiten stärker, die einer Truppe innewohnende Tradition oder der Einfluss einer von aussen kommenden Revolution?

Die in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts ausgebrochene französische Revolution blieb nicht ohne Wirkung auf jene Heere, welche in der darauf folgenden Kriegsperiode gegen Napoleon kämpften. Unter den zur Wahrung des Legitimatätsprinzips gegen Frankreich ins Feld gezogenen Armeen waren die Truppen der damaligen österreichisch-ungarischen Heeresmacht eine der wichtigsten und tapfersten Gegner Napoleons. In diesem aus vielen Nationalitäten des Habsburgerreiches zusammengesetzten Heer spielte das ungarische Truppenkontingent eine bedeutende Rolle. Sein Verhalten gibt uns daher reichlich Gelegenheit, den Einfluss von Tradition und Revolution auf das ungarische Militär zu erforschen.

Die Wurzel der Tradition liegt stets im Truppenkörper selbst. Sie nährt sich von tapferen Taten, von kriegerischen Leistungen des Regiments, auf welche dessen Angehörige mit Stolz zurückblicken können.

Die militärische Tradition besitzt jedoch ausser der innerhalb eines Truppenkörpers keimenden Wurzel noch eine viel tiefere, welche aus den nationalen Eigenschaften, dem kriegerischen Charakter eines Volkes, einer Nation spriesst. Den besten Beweis hiefür liefert das ungarische Militär der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie, welches seit der Katastrophe von Mohács im Jahre 1526 nicht mehr als selbständige Heeresmacht auf dem Kriegstheater erschien, sondern bloss als ein integrierender Bestandteil der kaiserlichen oder Reichsarmee des Hauses Habsburg. Die ältesten ungarischen Regimenter dieser Armee wurden zu Beginn des 18. Jahrhunderts aufgestellt. Die Angehörigen dieser neu aufgestellten Regimenter kamen aber schon mit einem starken soldatischen Gefühl unter die Fahnen, denn der alte kriegerische Geist des ungarischen Volkes war ihnen seit Jahrhunderten angeboren.

Ausser den regulären Truppen des stehenden Heeres des Habsburgerreiches finden wir in der ungarischen Heeresgeschichte auch solche nationale Truppen, welche als Landmiliz, allgemeine oder adelige Insurrektion, zur unmittelbaren Verteidigung des Vaterlandes oder als Etappen-Hilfstruppen der Armee im Felde von Fall zu Fall unter die Waffen gerufen wurden. In ihren Reihen mussten die dem Volke angeborenen militärischen Kräfte und die allgemeinen nationalen kriegerischen Tugenden den Regimentsgeist ersetzen.

Im Laufe der tausendjährigen Geschichte Ungarns kam der ungarische Soldat öfter in die Lage, für oder gegen revolutionäre Strömungen Stellung zu nehmen. In den meisten Fällen — ich meine darunter die nationalen Aufstände, welche sich gegen die die ungarische Verfassung erdrückende absolutistische Regierungsform des Wiener Hofes im 17. und 18. Jahrhundert richteten — wurde das ungarische Militär von der nationalen Begeisterung mitgerissen. In den Freiheitskämpfen der Siebenbürger Fürsten, dann unter Franz Rákóczi II. und im Freiheitskrieg der Jahre 1848/49, kämpfte der grösste Teil des ungarischen Militärs im Dienste der Freiheitsbewegung. In Zeiten jedoch, wo revolutionäre Gedankenströmungen vom Ausland kamen und die Einheit des Habsburgerreiches und damit auch den Bestand des Königreiches Ungarn bedrohten, bewahrte das ungarische Militär seine Königstreue und verhielt sich gegen diese Strömungen durchaus ablehnend.

Die französische Revolution, ihre Literatur, ihre Ereignisse waren in Ungarn allgemein bekannt. Gebildete Menschen lasen und übersetzten Voltaires, Montesquieus, Rousseaus Werke, die zündenden Reden Mirabeaus und Desmoulins, das offizielle Blatt «Moniteur» usw., aber eben *nur* die gebildeteren Kreise. In Frankreich verbreiteten sich diese Ideen mit elementarer Gewalt, von unten, aus dem Volke heraus und durchsetzten dann die ganze Bevölkerung. In Ungarn hingegen erhielten zuerst die gebildeteren Stände davon Kenntnis und wurden die Ideen, Errungenschaften der Revolution in Privatgesellschaften, Lesezirkeln besprochen. Die Revolution war aber weder eine wirtschaftliche, noch eine militärische Notwendigkeit und konnte daher nicht zu einer gewaltsamen Aenderung der Staatsform und Aufhebung des dynastischen Prinzips führen. Die ungarische Nation, welche in den früheren Jahrhunderten einigemal sogar mit bewaffneter Hand gegen seinen König ins Feld gezogen war, hatte unter der Regierung Franz I. hiezu keine Ursache. König und Nation waren in dieser Periode eng miteinander verbunden und bildeten eine starke Einheit gegen jede vom Westen kommende Bewegung. Der Krieg gegen Frankreich war im allgemeinen sympathisch, um so mehr, weil gerade in dieser Periode eine Reihe von hervorragenden ungarischen Schriftstellern und Dichtern das Feuer des Patriotismus mit Begeisterung schürten. Der Patriotismus aber ist bekanntlich der beste Nährboden heldischer Gedanken und kriegerischer Tradition. Der Seelenzustand, mit welchem die Ungarn die französische Revolution betrachteten, lässt sich am besten durch folgenden Satz des berühmten Dichters und Schriftstellers Franz von Kazinczy bezeichnen: «Die französische Revolution ist eine schöne und grosse Sache, wenn man aber die Ereignisse mit nüchternen Augen betrachtet, so darf niemand vergessen, dass der grösste Schlag, den unser Vaterland erleiden kann, eine Revolution wäre. Es ist nicht ratsam, sich in der Nähe von eingestürzten oder stürzenden Gebäuden aufzuhalten. Niemand von uns wünscht, dass auch unser Gebäude von selbst einstürze oder gestürzt werde.»

Natürlich gingen auch viele französische Emissäre in Ungarn herum, doch konnten sie nicht viel erreichen. Selbst die berühmte Proklamation Napoleons, welche er im Jahre 1809 in französischer, deutscher und ungarischer Sprache an die Nation richtete, blieb ohne Widerhall. Er forderte darin das Land auf, das Königshaus zu detronisieren und sich nach alter Sitte unter freiem Himmel am Felde von Rákos zur freien Königswahl zu versammeln. Die Nation folgte diesem Sirenenruf nicht, eilte nicht, wie es Napoleon wünschte, auf das Wahlfeld von Rákos, sondern suchte mit Begeisterung das Militärlager des Erzherzogs Josef — Pala-

tins von Ungarn — auf, um sich der unter die Waffen gerufenen adeligen Insurrektion gegen Napoleon anzuschliessen.

Die französische Revolution hatte keinen wesentlichen Einfluss auf die Gesamtheit der ungarischen Nation. Als unmittelbare Wirkung dieser Bewegung entstand aber in Ungarn der gekräftigte nationale Geist und ein gewaltiger Aufschwung der Literatur zurück.

Das Aufblühen des Patriotismus beschäftigte natürlich auch den Gedankenkreis des ungarischen Soldaten und wies seinem Leben eine ausgesprochen nationale Richtung. Um die Haltung des ungarischen Militärs den Lehren der Revolution gegenüber zu verstehen, wollen wir ein kurzes Streiflicht auf den damaligen Zustand dieses Truppenkontingentes der Habsburger-Armee werfen.

Das ungarische Militär bildete in der grossen Armee nur eine nationale Minorität, deren Leben sich streng im Rahmen des übrigen Militärs, ähnlich den Truppen der Reichsarmee, abspielte. Infolge der durch die 150jährige Türkenherrschaft entstandenen Entvölkerung des Landes war die Truppenzahl aus Ungarn verhältnismässig gering. In den Kriegsgliederungslisten des Kriegsarchivs zu Wien finden wir in der Periode der französischen Kriege unter den 63 Linieninfanterieregimentern bloss 15, unter den 20 Grenadierbataillonen bloss 5, unter den 21 leichten Infanteriebataillonen bloss 6, unter den 47 Reiterregimentern bloss 13 ungarische Regimentern. An Nationalmiliztruppen wurden in diesen Kriegen als Landesinsurrektion für verschiedene Kampferioden insgesamt 48 Infanteriebataillone, 240 Husarenschwadronen und etwa 30 kleine Freikorps und Freischaren aufgestellt.

Die gesamte Habsburger Armee hat in dieser 23 Jahre dauernden Kriegsperiode rund 1,000,000 Soldaten unter die Waffen gestellt. Das ungarische Militär zählte etwa 250,000 bis 270,000 Mann, also beiläufig ein Viertel des Gesamtstandes.

Wenn auch die ungarischen Truppen in bezug auf Ausbildung, Bewaffnung und Führung sich vollkommen in den Rahmen der kaiserlichen Armee einordneten, behielten sie im Leben innerhalb des Regiments ohne Ausnahme ihre altungarische kriegerische Tradition und auch äusserlich ihre Uniform von nationalem Schnitt und Charakter. Der Korpsgeist der ungarischen Regimentern war sehr stark ausgeprägt. Das Offizierskorps lebte innerhalb der traditionellen, streng militärischen Auffassung ein nahezu abgesondertes Leben und konnte daher in seiner Gesamtheit nie revolutionär werden. Die dynastische Treue und die soldatische Denkungsart hoben den ungarischen Offizier über die politischen Tagesfragen heraus. Sein Bil-

ungsgrad war keinesfalls geringer als der seiner ausländischen Kameraden. Die notwendige Kenntnis der deutschen Dienstsprache und die in den vornehmen Familien und gebildeten bürgerlichen Kreisen gerne gesprochene französische Sprache brachten es mit sich, dass der ungarische Offizier durchschnittlich viel las. Doch beurteilte er alles Gelesene aus dem Gesichtswinkel seines einseitigen Soldatentums und verhielt sich gegen revolutionäre Ideen, welche im schroffen Gegensatze zu seiner Einstellung standen, durchaus ablehnend. Die individuelle Interessensphäre der einzelnen Offiziere wurde eben durch diesen Regimentsgeist geregelt und ins Gleichgewicht gebracht. In der Auffassung und im Seelenleben des ungarischen Offiziers finden wir die Richtigkeit des Clausewitzschen weisen Spruches bestätigt: «Der Innungsgeist (Esprit du corps) gibt in dem, was wir kriegerische Tugend des Heeres nennen, gewissermassen das Bindemittel ab unter den natürlichen Kräften, die darin wirksam sind.»

Die Freiheitsgedanken fanden ihren Weg wohl auch zum ungarischen Militär, jedoch auch hier ausschliesslich in völkisch-nationalen Sinne. Die ungarischen Truppenkörper hegten den von dieser Zeit an untilgbaren Wunsch, innerhalb der grossen Einheit der Armee ihrem nationalen Charakter auch im Militärdienst stärkeren Ausdruck geben zu können.

Eine solche Gärung trat das erste Mal im Jahre 1790 offen zutage. Zum Schutze und Ehrendienst des vom König nach der altungarischen Königsstadt Pozsony (Pressburg) einberufenen Landtages wurde das Husarenregiment Br. Graeven dorthin befohlen.

Das national gesinnte Offizierskorps dieses Regimentes benützte die Gelegenheit und verfasste eine Denkschrift an den Landtag, worin es die Wünsche und Beschwerden des ungarischen Militärs zur Sprache brachte. Das Regiment verlangte die ungarische Dienstsprache, die Besetzung der Offiziersposten durch Ungarn und Abschaffung verschiedener, das völkische Denken der Ungarn verletzender Verordnungen. Die Denkschrift wurde vom Obristwachtmeister Br. Festetics und vier Oberoffizieren des Regiments gefertigt und hatte den Zweck, die Aufmerksamkeit der Stände auf die geschilderten Zustände zu lenken und sie zu einer Fürsprache beim König zu bewegen. Der Präsident des Wiener Hofkriegsrates, Feldzeugmeister Graf Tige, trug den Fall, natürlich im höchsten Grad missbilligend, dem König vor und verlangte schärfste Ahndung, da er hinter dieser — offenkundig bloss nationalen — Bewegung den zersetzenden Einfluss der französischen Revolution vermutete. König Leopold II. fasste die Sache nicht so tragisch auf.

Er unterzog die Verfasser der Denkschrift bloss einer Disziplinaruntersuchung und erklärte den Ständen des ungarischen Landtages, dass er es dermalen für unnötig halte, auf die Wünsche des Regiments einzugehen.

Ein so vereinzelter Fall einer Freiheitsbewegung beim Militär konnte mit Machtspruch wohl leicht erledigt werden. Eine viel grössere Sorge bereitete jedoch dem Hofkriegsrat die Frage, auf welche Weise man die Verbreitung der französischen Revolutionsgedanken durch die aus französischer Kriegsgefangenschaft heimgekehrten Soldaten und in Ungarn internierten französischen Kriegsgefangenen verhindern könne.

Die aus Frankreich heimgekehrten Soldaten lebten dort zwar ziemlich frei unter der Bevölkerung, doch wurden sie von den geschehenen und gehörten Ereignissen wenig beeindruckt. Die Briefe, welche sie nach Hause sandten, geben uns den Beweis, dass der ungarische Soldat — zum überwiegenden Teil Landmann von Beruf — sich in der Gefangenschaft wenig um die ihm unverständlichen Ideen kümmerte. Selbst die kriegsgefangenen Offiziere kamen aus der Gefangenschaft von revolutionären Ideen unberührt zurück. Das beste Beispiel bietet uns die Haltung des berühmten Lyrikers Alexander von Kisfaludy, der als gewesener Gardeoffizier ein hochgebildeter und der französischen Sprache vollkommen mächtiger, freidenkender Schriftsteller war. Er lebte einige Jahre als Kriegsgefangener in dem kleinen französischen Städtchen Draguignan in regem Verkehr mit den dortigen literarischen und gesellschaftlichen Kreisen. Heimgekehrt, setzte er jedoch sein früheres Leben als national gesinnter Dichter fort und bewirtschaftete ruhig sein altes Familiengut. Weder im Kriegsarchiv zu Wien noch in den ungarischen Archiven können wir Belege dafür finden, dass ungarische Kriegsgefangene als Aufwiegler heimgekehrt wären. Demzufolge begnügte sich auch der Hofkriegsrat bald nur mit allgemein gehaltenen Verordnungen gegen die eventuelle Gefahr der Einschleppung «des Giftes solcher — wie es in der Verordnung heisst — verkehrter Grundsätze». Die Register und Protokolle des gewesenen Generalkommandos für das Königreich Ungarn, derzeit im königlich-ungarischen Kriegsarchiv zu Budapest, beschäftigten sich, vom Jahre 1789 angefangen, viel mit dieser Frage unter verschiedenen Schlagwörtern, als da sind: Frankreich, Revolution, Criminalia, Geheimsachen, Lesekabinette, Kriegsgefangene usw. Doch nach und nach verschwinden diese Schlagworte und nur das Ressort «Kriegsgefangene» wird alljährlich umfangreicher. Bezeichnend für alle königlichen und hofkriegsrätlichen Verordnungen ist, dass als Ursache der bei der Armee im Felde stets vorgekommenen Desertionen nie eine eventuelle feindlich-revolutionäre

Propaganda bezeichnet wird, sondern immer nur die schlechte Verpflegung und der durch grosse Anstrengungen, verlorene Schlachten hervorgerufene gedrückte Gemütszustand des Militärs. Die kommandierenden Generäle werden darauf aufmerksam gemacht — ich zitiere den Originaltext einer solchen hofkriegsrätlichen Verordnung —, dass es viele Offiziere gibt, «die sich gelüsten lassen, über Kriegsvorfälle, Staatsangelegenheiten verschiedene Bemerkungen und Vernünfteleyen zu machen und zweckloses Geschwätz zu führen. Solche Resonneurs denken sich insgemein klüger als ihre Befehlshaber und müssen in die Schranken zurückgebracht werden.» Da aber konkrete Fälle von Aufwiegeleien niemals vorkamen, genügten diese allgemein gehaltenen Warnungen.

Grösser war die Gefahr, dass revolutionäre Ideen durch die nach Ungarn gebrachten französischen Kriegsgefangenen ins Land verschleppt werden. Da der Kampfraum dieser langen Kriegsperiode vom Rhein bis zur Ostgrenze des damaligen Oesterreichs und im Süden bis nach Italien reichte, mussten die von der Reichsarmee gemachten Gefangenen zum grössten Teil in Ungarn interniert werden. Ihre Zahl war erheblich. Aus den Akten des Generalkommandos ist zu ersehen, dass schon im Jahre 1793 über 1000 französische Offiziere und mehr als 11,000 Mannschaftspersonen in den ungarischen Festungen und besttigten Kasernen untergebracht werden mussten. Die Franzosen veranstalteten in den Kriegsgefangenenlagern nationale Feierlichkeiten und organisierten ihre Freimaurer-Logen. Das Generalkommando machte keine Einwendung, solange diese Bewegungen sich innerhalb der Mauern der Kriegsgefangenenlager abspielten. Es musste aber einschreiten, als z. B. in der Festung Szeged die Franzosen den Jahrestag der Erstürmung der Bastille in turbulenter Weise feierten oder in Pest im Jahre 1794 in ihrem Kasernenlager eine Massendemonstration veranstalteten. Die Gefangenen errichteten im Kasernenhof einen Freiheitsbaum, knieten davor nieder, leisteten zur Wahrung der revolutionären Errungenschaften feierliche Eide und beleuchteten abends sämtliche Fenster der Kaserne.

Während des Transportes durch Ungarn versuchten wohl viele Kriegsgefangene, Kokärden und sonstige Insignien unter die sie angaffende Landbevölkerung zu verteilen, doch verhielt sich das Volk ihnen gegenüber im allgemeinen mit freundlicher Teilnahmslosigkeit. Wir finden auch Spuren davon, dass die Stadtbevölkerung und die im Lande lebenden Offiziere den Weisungen des Generalkommandos, der Verbreitung der revolutionären Gedanken Einhalt zu tun, nicht nur willig Folge leisteten, sondern dieselben auch unterstützten.

Wenn wir nun einen Blick auf das Verhalten des ungarischen Militärs bei der Armee im Felde vor dem Feinde werfen, so können wir mit Bestimmtheit behaupten, dass die etwa französischerseits eingeleitete Revolutionspropaganda auch bei dieser vollkommen wirkungslos blieb. Wir kennen keinen einzigen Fall, wo ungarische Truppenkörper, Abteilungen oder einzelne Soldaten aus dem Grunde zum Feinde desertierten, weil sie im Dienste der Revolution gegen ihr Vaterland kämpfen wollten. Die österreichischen und ungarischen Truppen kämpften unter schweren Verhältnissen, viele Verluste und auch Niederlagen erleidend, durchwegs tapfer und pflogen nie das mindeste Einverständnis mit dem Feinde. Die ungarischen Offiziere und gebildeteren Soldaten lasen wohl zu Hause mit Interesse die damalige französische Literatur, die Nachrichten in den Zeitungen und begeisterten sich vielleicht auch in der Theorie für die Ideen der Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit.kehrten sie jedoch dann zu ihren Truppen auf den Kriegsschauplatz zurück, so kamen sie wieder in den Bannkreis ihres traditionellen, disziplinierten Soldatenlebens und kämpften tapfer und mit Ausdauer weiter. Der Einfluss der Revolution trat vor dem stärkeren Einfluss der Soldatentradition in den Hintergrund. Die Tapferkeit der ungarischen Offiziere und Mannschaft wurde auch höheren Ortes gebührend anerkannt. Es erhielten in den Franzosenkriegen 88 ungarische Offiziere die höchste militärische Auszeichnung, den Maria-Theresien-Orden, darunter 63 Generäle ungarischer Abkunft. Die Statistik der von Kaiser Josef II. gestifteten Tapferkeitsmedaille weist ähnliche Daten auf. In den Franzosenkriegen wurden insgesamt 826 ungarische Soldaten mit goldenen und silbernen Tapferkeitsmedaillen ausgezeichnet.

Es liegt ausserhalb des Rahmens meines bescheidenen Vortrages, sämtliche ungarischen Truppenkörper in den Franzosenkriegen auf dem Wege ihrer tapferen Taten zu begleiten, um auch noch an einzelnen Kampfhandlungen darzulegen, dass das ungarische Militär von der revolutionären Propaganda unberührt blieb. Ich möchte nur darauf hinweisen, dass in vielen grossen Schlachten, so z. B. bei Dresden, Leipzig, Aspern, Wagram usw. vielfach ungarische Regimenter durch ihre Tapferkeit zur Entscheidung beitrugen. Als nach der Völkerschlacht bei Leipzig die siegreichen verbündeten Truppen vor ihren Herrschern vorbeidefilirten und die beinahe ganz aus ungarischen Regimentern bestehende Division des Feldmarschalleutnants *Bianchi* an die Reihe kam, hat der österreichisch-ungarische Oberbefehlshaber, Feldmarschall Fürst *Schwarzenberg*, sie seinem Herrscher mit folgenden Worten vorgestellt: «Majestät! Diese Division ist wahrhaftig die Stütze des Thrones und des Vaterlandes.»

Ich habe eingangs erwähnt, dass ausser den regulären Truppen des Feldheeres in Ungarn auch die Insurrektion zur unmittelbaren Verteidigung des Vaterlandes unter die Waffen gerufen wurde. Diese improvisierten Kampftruppen hatten keinen Aktivstand, daher auch keine Regimentstradition und kein einheitliches und festgeschlossenes Offizierskorps. Ihr Kampfwert war wohl gering: es lag dies in der Natur der Sache. Auch kam die adelige Insurrektion bloss einmal, im Jahre 1809, dazu, bei Győr (Raab) eine grosse Schlacht schlagen zu müssen, die sie verlor. Es steht aber ausser Zweifel, dass auch in diesen Truppen die kriegerische Begeisterung und Tradition fest lebten. Obwohl sie unmittelbar aus ihrem freien bürgerlichen Leben zum Militär kamen, daher von Haus aus für revolutionäre Ideen zugänglicher gewesen sein konnten, als das reguläre Militär, welches weitab vom Vaterlande, in strenger Zucht und Disziplin lebte, finden wir gar keine Anhaltspunkte dafür, dass die Ideen der französischen Revolution auf ihre Haltung und Gesinnung Einfluss ausgeübt hätten.

Als französische Truppen im Jahre 1809 einen Teil Westungarns besetzten, kamen sie in direkte Berührung mit der Bevölkerung und konnten daher ihre Propaganda schrankenlos betreiben. Ihre Bemühungen blieben auch hier ohne Erfolg. Die Bevölkerung verstand ihre Sprache nicht, sah in ihnen nur den Feind, der ihre Lebensmittel requirierte, Geiseln aushob und andere Gewaltmassregeln anwendete. Sehr bezeichnend für die Haltung der Bevölkerung ist auch folgende Tatsache. Wir lesen in den Meldungen der französischen Unterführer wiederholt die Klage, dass es unmöglich ist, die Situation der Truppen in Ungarn klar festzustellen, da sich kein Ungar zum Kundschaftsdienst hergibt.

Als im Jahre 1805 eine österreichisch-ungarische Division unter Feldmarschalleutnant *Jelacic* in den Kämpfen südlich Ulm und am Bodensee in der Nähe der schweizerischen Grenze von der Hauptkraft abgeschnitten die Waffen niederlegen sollte, ereignete sich folgender Fall, dessen Richtigkeit uns die Memoiren eines feindlichen Augenzeugen, des nachmaligen französischen Generals *Marbot* bestätigen. *Marbot* wurde als junger Generalstabsoffizier vom französischen Marschall *Augereau* in das Kavallerielager dieser Division gesandt, um die Waffenstreckung, welche für den folgenden Tag festgesetzt war, zu überwachen und die sich ergebenden Truppen zu übernehmen. Er traf am Abend im Lager des ungarischen Husarenregimentes Graf *Blankenstein* ein und meldete sich bei dessen Kommandanten: «un vieux Hongrois, guerrier vraiment superbe». In der Nacht wachte er plötzlich auf und bemerkte mit Staunen, dass das Husarenregi-

ment sattelt und im Begriffe ist, mit noch einem Ulanen- und Dragonerregiment abzurücken. Auf sein Befragen sagte ihm der alte ungarische Reiterführer, dass er es für ratsam hält, diese Kavallerie an einen anderen Ort zu führen, wo die Waffenstreckung unbehinderter vor sich gehen kann. Marbot ritt, nolens-volens, mit. Nach einem langen Nachtmarsch blieb die Reiterei bei Tagesgrauen stehen. Der Oberst liess füttern und hielt eine Ansprache an seine versammelten Offiziere. Marbot verstand natürlich kein Wort davon, bemerkte aber aus dem Gehaben der Offiziere, dass etwas nicht in Ordnung sei. Die ungarischen Husaren antworteten auf die Worte ihres Obersten mit hellem Jubel, die Ulanen und Dragoner blieben still. Jetzt erfuhr Marbot erst, um was es sich handelte. Der alte Reitersmann erklärte seinem Regiment, dass er nicht gesonnen sei, die Kapitulation anzunehmen. Er wisse bestimmt, dass eine Brigade der Division unter dem General Prinz *Rohan* sich selbständig gemacht habe und nach Tirol abgerückt sei. Er wolle seinen Husaren die schmachliche Kapitulation ersparen und sich an ihrer Spitze durch die französischen Truppen durchschlagen. Wenn die Ulanen und Dragoner nicht mitkommen wollen, so sei dies ihre Sache, «quant à nous, braves hounards, nous allons rejoindre notre Auguste Souverain, auquel nous pourons encore montrer avec honneur notre drapeau sans tâche et nos sabres de soldats intrepids». So geschah es auch. Das Husarenregiment stieg zu Pferd, jagte davon und liess den verblüfften französischen Offizier am Platze. Obwohl sich Marbot sehr schämte, dass ihn der alte Husar so hinters Licht geführt hatte, gab er ihm als soldatisch tapfer denkender Mann recht. Denn er verstand vollkommen, wie er in seinen Memoiren sagt, dass die Ungarn als traditionell stolze Krieger in *dieser* Lage richtig handelten. Diese kleine Episode aus der Kriegsgeschichte der napoleonischen Zeit dient als Beweis dafür, dass sich ungarische Truppen selbst dann nicht dem Feinde ergaben, wenn sie dies ohne Verantwortung, sozusagen mit höherer Bewilligung, tun konnten.

Die französische Revolution konnte also weder in den ersten stürmischen Jahren, noch in der darauf folgenden langen Kriegsperiode die Gesinnung des ungarischen Soldaten umwandeln. Der seelische Konflikt zwischen Revolution und Tradition endete für ihn mit dem Siege der Tradition.

Die Erfahrungen der Franzosenkriege gingen aber doch nicht spurlos verloren. Sie übten einen grundlegenden und richtungweisenden Einfluss auf die Wehrsysteme, Organisation und Kriegsführung sämtlicher europäischer Heere aus. Gegenüber den gewaltigen Menschaufgeboten, welche der französische Kriegsminister *Carnot* mit der «levée en masse» des ganzen Volkes zu-

stande brachte, mussten die kriegführenden Mächte ähnliche Massregeln ergreifen. Der Krieg wurde nicht mehr Sache kleiner Berufsheere, sondern eine Angelegenheit des gesamten Volkes. Hiemit war der erste grosse Schritt zur allgemeinen Wehrpflicht getan.

Aber auch die bewegliche, elastische Kriegsführung der revolutionären französischen Armee — später unter Napoleon zu einem Kriegswerkzeug grossen Wertes entfaltet — wirkte befruchtend auf unsere Kriegsführung. Die schwerfällige Lineertaktik der Friederizianischen Zeit wurde durch das dem ungarischen Temperament mehr zusagende Tirailleurgefecht überholt. In den folgenden Kriegen führte bereits ein von frischem Geiste beseeltes Offizierskorps die Truppen des Habsburgerreiches. Die Strategie und Taktik Napoleons und seiner Generäle bildete die Grundlage ihrer späteren Erfolge. An die Spitze der Armee trat ein genialer Feldherr, der seine Erfahrungen als Regimentskommandant, später als höherer General in den napoleonischen Kriegen gesammelt hatte, der Feldmarschall Graf *Radetzky*.

Kriegszucht und Truppenausbildung seit dem Ausgang des Mittelalters

Von Dr. *Hans Georg Wirz*, Hauptmann der Infanterie,
Dozent für Kriegsgeschichte an der Universität Bern.

Geschichte im allgemeinen und Kriegsgeschichte im besondern kann man auf zwei Arten betrachten.

Entweder durchforscht man die Vergangenheit, um *die* Kräfte des menschlichen Wesens zu ergründen, die sich gleich oder ähnlich geblieben sind, oder man sucht *die* Seiten an Menschen und Dingen aufzudecken, die im Wandel der Jahrhunderte sich wesentlich änderten. Es lassen sich auch beide Arten der Betrachtung miteinander verbinden, aber immer wird der Betrachter je nach dem innersten Kern seines Wesens mehr die eine oder die andere Richtung einschlagen.

Im einen Fall ist die Geschichte ein Schauspiel, zusammengesetzt aus verschiedenen Akten, wo der Vorhang immer wieder steigt und fällt, wo jede Szene von einem neuen «*ismus*» erfüllt ist, wo Trennungsstriche Väter und Söhne, Volk von Volk scheiden. Im andern Fall ist die Geschichte ein ununterbrochener Fluss, wo Welle auf Welle aus gleichen Quellen dem gleichen Ziele zuflutet, wo dieselben Leidenschaften und Nöte das Menschenherz beherrschen und bedrängen auf seinem Weg von der

Geburt bis zum Tode, wo Schuld und Sühne sich unaufhaltsam wiederholen, wo immer wieder der sündige Mensch nach Erlösung ringt, und wo Gott, der Herr über Leben und Tod, sich immer neu *offenbart* denen, die ihn suchen.

Kriegsgeschichte als Wissenschaft hat auch sonst noch doppelte Gestalt. Sie kann betrieben werden:

einerseits im Sinne persönlich unbeteiligten Zuschauens von der *Tribüne* aus, deren Rampe stets das Bewusstsein wacherhält, dass die Spieler auf der Bühne sich ausserhalb unseres eigenen Daseins bewegen; —

andererseits im Sinne des *Mitspielers*, dem selbst eine Rolle übertragen ist auf den Brettern, die die Welt bedeuten.

Wer *Soldat* ist, ob Offizier, Unteroffizier oder einfacher Wehrmann, ob er im Kriege mitkämpfte oder auf einen möglichen Kampf sich nur vorbereitet, ob er gehorcht oder befiehlt, der fühlt sich als *Mitspieler* der Kriegsgeschichte, er spürt die Verantwortung, die auf dem Herrscher oder Staatsmann lastet, der über Krieg und Frieden entscheidet, und marschirt mit in dem unübersehbaren Zug von Kriegern, die durch die Jahrtausende wandern, seit Kain den Abel erschlug. Und wer die Stimme Gottes vernahm, weiss auch, dass für keinen Soldaten die Ausrede gilt: «Was soll ich meines Bruders Hüter sein?» In voller Erkenntnis tut er seine Pflicht — gehorsam dem Befehl, der ihn ruft, treu der Fahne, der er folgt. Der echte Soldat trägt neben der Waffe sein Kreuz auf der Schulter.

Die einzig mögliche *Objektivität* in der Geschichtserkenntnis ist meines Erachtens die ehrlich eingestandene *Subjektivität*. Der Kriegshistoriker, der Soldat ist, kennt den Boden und gibt ihn zu erkennen, auf dem er steht, kämpft und fällt. Er spricht zu seinen Zuhörern wie zu *Kameraden*, deren Los er teilt.

* * *

Die alten Eidgenossen gaben Europa im ausgehenden Mittelalter nicht nur den taktischen Körper, der die Ritterheere überwand, sie gaben den Völkern eine Art der *Mannszucht*, die den Erfolg der Kampfformen erst erklärt, denn auch im Heere ist es der *Geist*, der die Form schafft und lebendig macht.

Uralte Ueberlieferung, die die Mannschaft kleiner, geographisch fest umrissener Räume als Truppenkörper und Befehlsbezirk zusammenfasst, gab dem auf allgemeiner Wehrpflicht beruhenden Aufgebot von Tälern und Städten einen Halt, der seine Kraft aus Blut, Boden *und Geist* schöpfte. Sie fusste nicht auf den Trümmern eines revolutionären Umbruchs, sondern auf dem festen Fundament althergebrachter Gewohnheiten und Rechte,

Pflichten und Freiheiten, die Stamm, Reichsgewalt und Selbstverwaltung den Bewohnern bestimmter Gebiete — Bürgern und Landleuten (die einen wie die andern *cives* genannt) — einpflanzen.

Als im Jahre 1420 der Berner Stadtschreiber *Konrad Justinger* im Auftrag des Rates sich anschickte, die Erlebnisse und Taten der Aarstadt, ihrer Verbündeten und näheren wie fernerer Nachbarn aufzuzeichnen, nahm er sich vor, der Nachwelt die «kriege, strite und gefechte», die Bern und die Eidgenossen bestanden und die im Elsass, im Breisgau und in Schwaben geschahen, zu überliefern, und zwar sowohl solche, die mit *Sieg*, als auch solche, die mit *Niederlage* endeten. Denn nichts scheint ihm für den Leser lehrreicher zu sein als die aus schmerzlicher Erfahrung der Vorfahren geschöpfte Einsicht, dass «man von unweisheit, unordnung und ungehorsame wegen darnider gelegen ist und so schand und schaden empfangen hat».

Als 1289 ein feindliches Heer vor Bern zog, liess sich die Bürgerschaft gegen den Rat kriegserfahrener Leute zu einem übereilten Ausfall verleiten, der unglücklich verlief. «Also — so folgert der Chronist — von *ungehorsami* und *unordnung* empfieng die stat grossen schaden, denne were man ordenlich mit dem huffen ussgezogen und vorgab gesucht und wisheit gebruchet, man hette ehr und gut bejagt.»

Im Jahre 1298 dagegen errangen die Berner einen grossen Waffenerfolg unter Führung *Ulrichs von Erlach*. «Dies gefecht beschach mit gemeinem rate und guter ordnung durch einen wisen notvesten hauptman; darumb ergieng ouch die sache glükklich und nach allem heile. Daran solte man gedenken und nach der wisen rate die kriege und die reisen (Feldzüge) handeln, so möchte ehre und nutze darus wachsen.»

Am eindringlichsten erzählt Justinger den Verlauf des Laupenkrieges und vor allem der *Schlacht bei Laupen* am Vorabend des Zehntausendrittertages 1339. Wenige militärische Darstellungen des Mittelalters zeigen so anschaulich ewige Wahrheiten kriegerischen Denkens und Handelns: Vorsicht in allen Bemühungen, den Krieg zu vermeiden; Sorgfalt bei allen Schritten der Kriegsvorbereitung; Entschlusskraft des Rates im Augenblick, der zum Handeln zwingt; die Kunst des Schultheissen, die richtigen Hauptleute an die gefährdeten Posten zu stellen im Städtchen Laupen wie im Feld, und endlich die Fähigkeit des Feldhauptmanns, Ritter *Rudolf von Erlach*, Vollmacht und unbedingte Strafgewalt zu fordern, ohne welche die zu Ungehorsam neigenden Handwerker nicht hätten im Zaum gehalten werden können. Die Ueberlegenheit des Heerführers, die Einsicht des

Schultheissen und des Rates, die Mannszucht der Truppen, die Bundestreue der Waldstätte und der Berner Oberländer gipfelten in einem glänzenden Sieg, dessen 600jähriges Gedächtnis übers Jahr das gesamte Bernervolk in tiefer Verbundenheit mit den Kämpfern von Laupen feiern wird. Als Kennzeichen trugen diese damals ein aufgenähtes *weisses Kreuz* (auf rotem Grunde, wie Justinger dem ältesten Schlachtbericht beifügt). Der Leutpriester stärkte die Seelen und begleitete das Heer in die Schlacht. Es lag eine religiöse Weihe über dem Waffengang, der von den Bernern im Sinne der überlieferten Auffassung vom Kriege als ein Gottesgericht betrachtet wurde. Die erbeuteten Banner wurden den Nachkommen zum Gedächtnis verwahrt in der alten Berner Hauptkirche, die am Platze des heutigen Münsters stand, dessen Bau im gleichen Jahre beschlossen und begonnen wurde wie die Verewigung des Laupenstreites in Justingers Stadtchronik. Alle seelischen Elemente des Krieges finden wir in der Anschauung des Chronisten und in den geschilderten Tatsachen vereinigt:

Politische Klugheit der Staatsleitung,
Kriegskunst und volle Autorität der Heeresführung,
Unterordnung von Truppen und Volk unter den Oberbefehl,
Demut und Dank gegen Gott.

In einem Wort: auf Seite der Berner und ihrer Verbündeten herrschte *Disziplin*, und deren Früchte waren: Bewahrung der Freiheit und Ehre, wirtschaftlicher Aufschwung und Ausdehnung politischer Macht, Ansehen und Ruhm des Gemeinwesens und seiner Glieder.

Die Laupenschlacht ist ein Quaderstein im Fundament der schweizerischen Eidgenossenschaft von heute. Die Schultheissenfamilie der Bubenberg, die 1338 Schloss und Herrschaft *Spiez* erwarb, gilt jedem Berner noch heute, welcher Partei er auch angehört, als Verkörperung von Rittertum und Bürgertugend, opferbereiter Hingabe und Selbstverleugnung, die als mitreisendes Vorbild im Kriege noch unentbehrlicher sind für die Erschaffung des Gehorsams, wie die abschreckende Wirkung der dem Ungehorsamen angedrohten Strafen.

Dass Ritter Johannes von Bubenberg, als Schultheiss Inhaber der höchsten Staatsgewalt, dem eigenen Sohn das gefährliche Kommando von Laupen übertrug und für die Tage der Entscheidung den Oberbefehl in die Hand des vormals in sechs Feldschlachten erprobten Standesgenossen Ritter Rudolf von Erlach legte, das war politische und militärische Weisheit im höchsten Sinne.

Diese Tatsache zeigt klar, dass es mit schlagwortartigen Behauptungen, wie «Krämer, Handwerker und Bauern haben Für-

sten und Adel besiegt», nicht getan ist. Bern wurde in seiner Glanzzeit von *Rittern geführt*. An der Spitze von Uri standen lange Jahre die mit allen Führeigenschaften begabten *Freiherren von Attinghausen*. Geschlechter wie die *Stauffacher* von Schwyz gehörten zum Bauernadel, der jahrhundertlang die obersten Aemter bekleidete, zu denen jedem Freien der Weg offen stand, die aber die Landsgemeinde mit Vorliebe den Söhnen und Enkeln bewährter Väter und Grossväter anvertraute.

In der *Zusammenfassung aller Volkskräfte* zum Gemeinwesen in Krieg und Frieden liegt das Geheimnis der aufsteigenden Eidgenossenschaft. Städte und Länder entbehrten der ständischen Gliederung nicht, doch war die Abgrenzung nicht starr, sondern fliegend. Aufstieg und Abstieg waren bedingt vom Sinne für *Mass* und *Wert*. Wo dieser Sinn zeitweise erlosch, war es um politischen und kriegerischen Erfolg geschehen. Denn der Krieg fragt nicht nach *Partei* und theoretischer Gleichheit, sondern nur nach dem *Ganzen*, dessen Glieder sich abstufen nach dem Grade körperlicher, geistiger und seelischer Tüchtigkeit, die niemand klarer enthüllt als der drohende *Tod*.

* * *

Die Anfänge ausführlicher *Kriegsartikel*, die die wichtigsten Gebote und Verbote zusammenfassten und verbotene Handlungen unter scharfe Strafe stellten, sind noch nicht ganz abgeklärt. Bern erliess 1371 — offenbar nach ältern Mustern — eine *Ordonnanz*, die die Pflichten der Vorgesetzten und Untergebenen regelte und die Strafen für ihre Verletzung festsetzte. Bei den andern eidgenössischen Orten war das Kriegsrecht wohl noch nicht so weit gediehen, als nach dem Sempacherkrieg die drei Waldstätte, Zürich, Luzern, Bern, Solothurn, Zug und Glarus für künftige Kriege allgemein verbindliche Satzungen aufstellten, die mutwilligem Waffengreifen und andern Zügellosigkeiten und Pflichtverletzungen Schranken setzen sollten. Die berühmtesten Artikel dieses sog. *Sempacherbriefes* lauten:

«Und da der allmächtige Gott mit seinem göttlichen Mund geredet hat, dass seine Häuser Gebetshäuser sollen geheissen werden und auch durch eine Frau aller Menschen Heil erneuert und gemehret ward, setzen wir Gott zu Lob, dass keiner der unsern die verschlossenen Türen eines Klosters, einer Kirche oder Kapelle aufbreche oder, wenn sie offen stehen, hineingehe, um zu brennen, wüsten oder zu nehmen was darin der Kirche gehört, ob es heimlich oder öffentlich geschieht, es wäre denn, dass man die Feinde oder ihr Hab und Gut in einer Kirche finde, die dürfen wohl angetastet oder geschädigt werden.»

«Wir setzen auch unserer lieben Frau zu Ehren, dass keiner unter uns eine Frau oder Tochter mit gewaffneter Hand steche, schlage oder ungebührlich mit ihnen handle, auf dass sie uns ihre Gnade lasse zufließen, uns schirme und behüte vor allen unsern Feinden, es wäre denn, dass eine Tochter oder Frau zu viel Geschrei mache, das uns vor dem Feinde Schaden bringen könnte, oder dass sie sich zur Wehr setze oder einen anfele oder nach ihm werfe, die mag man wohl angemessen strafen.»

Natürlich wurden solche Gebote und Verbote oft genug verletzt, aber jeder Ort wachte darüber, dass Uebertretungen gehandelt wurden. Am schlimmsten wüteten die entfesselten Leidenschaften im alten Zürichkrieg, der die Eidgenossen untereinander jahrelang entzweite. Hass tötete die Vernunft, doch die böse Tat weckte das Gewissen von neuem. Nach den Burgunderkriegen wurden im Stanser Verkommnis Bestimmungen, die zuerst nur für allgemeine Aufgebote galten, auf kleinere Auszüge ausgedehnt, auch auf den Dienst in der Fremde. Schon früher erregten Schweizer Söldner in fernen Landen Aufsehen durch ihre straffe Mannszucht, so 1450 im Dienste der Stadt *Nürnberg*.

Den Ausschreitungen seiner Feinde begegnete im alten Zürichkrieg der österreichische Feldhauptmann durch Erlass von Kriegsartikeln, die den Sempacherbrief an Milde gegen den Feind übertrafen. Man war sich bewusst, dass man Terror nicht durch Terror überwindet. Nach beendigtem Bürgerkrieg setzten sich die alten Grundsätze wieder durch. Nur in der *Schlacht* kannten die Eidgenossen nie Schonung, da wurden keine Gefangenen gemacht, sondern erstochen und erschlagen, wen man mit Halbarte, Spiess, Schwert oder Dolch erlangen konnte. Als siegreich galt das Heer, das drei Tage nach der Schlacht die Walstatt hütete. Mit inbrünstigem Gebet begannen und beendeten die rauhen Krieger den Kampf.

Im Zeitalter der Burgunderkriege und der italienischen Feldzüge erlernte die Jugend das Kriegshandwerk im Feld, sie sah die Handgriffe den Alten ab. Doch leicht geriet in der Ferne die Kriegszucht aus Rand und Band. Niemand hat die Ausschreitungen schweizerischer Söldner schärfer gegeißelt als der Reformator *Huldreich Zwingli*, der den Waffendienst auf die Verteidigung des Vaterlandes beschränkt wissen wollte. Immerhin trieben es die Schweizer Söldner selten so bunt wie die *deutschen Landsknechte* und die Söldner aus andern Ländern, wo die straffende Hand einer heimischen Obrigkeit fehlte.

Die Landsknechte sind ein wandernder Orden, die eidgenössischen Söldner ein wanderndes Volk, das der Staatsgewalt immer unterworfen bleibt. Im allgemeinen vollzieht sich der fremde

Kriegsdienst auf Grund von Verträgen der eidgenössischen Orte mit den Monarchen, denen man für bestimmte wirtschaftliche Gegenleistungen die Wehrkraft zur Verfügung stellt. Unter dem Einfluss Zwinglis und seiner Nachfolger blieb Zürich den Soldverträgen längere Zeit fern, doch hinderte das Verbot einzelne unruhige Köpfe nie, ihr Glück in der Fremde zu suchen. Ja schliesslich suchte auch Zürich wieder durch Stellung von Truppen sich die politische und wirtschaftliche Gunst fremder Mächte zu sichern und deren Gleichgewicht wahren zu helfen.

Machtvolle Führungsgestalten sind der Zürcher Wilhelm Frölich, der 1544 mit Schweizer Truppen im französischen Sold die Kaiserlichen besiegte, und *Ludwig Pfyffer*, der sich als Schultheiss und Feldhauptmann in den Hugenottenkriegen für die französische Krone einsetzte. Beide führten über ihre Knechte ein straffes Regiment, sie hielten an den überlieferten Grundsätzen fest, wie ihre Nachfolger. Die Schweizerregimenter blieben überall eine eigene *Rechtsgemeinde*.

* * *

Dem eidgenössischen Kriegsrecht nachgebildet waren die unter Maximilian I. für die deutschen *Landsknechte* erlassenen *Artikelsbriefe*, die unter Maximilian II. 1570 durch Reichstagsbeschluss eine abschliessende Form fanden und auf lange Zeit für die Truppen zahlreicher Fürsten und Städte massgebend wurden. Der verdiente österreichische Forscher *Wilhelm Erben* hat diese Zusammenhänge in mehreren wertvollen Untersuchungen aufgedeckt; ihm und dem Münchner Kriegshistoriker *Eugen von Frauenholz* verdanken wir die Veröffentlichung einer Reihe von schweizerischen und deutschen Kriegsartikeln. Subsidiär wurde von den Schweizer Truppen in fremden Diensten das *heimische* Strafrecht, von den deutschen, wie später ebenfalls von einem Teil der Schweizer Regimenter die Halsgerichtsordnung Karls V. herangezogen.

Die deutschen Artikelsbriefe von 1570 stellen eine wesentliche Fortbildung der ursprünglichen Landsknechtordnungen dar. Gotteslästerung wird mit Leib- und Lebensstrafen bedroht und die ungestörte Abhaltung des Gottesdienstes mit aller Strenge anbefohlen. Bemerkenswert sind:

Art. 8: Kindbetterinnen, schwangere Frauen, alte Leuth, Priester, Prediger und Kirchendiener, die sollen die Knecht beschützen, beschirmen und bei Leibsstraf in keinem weg beleidigen.

Art. 9: Item sie sollen auch der Kirchen, Klöster, Clausen (Einsiedeleien), Spitäler und Schulen verschonen, dieselbigen nicht beschädigen noch beleidigen in keinem weg bei Leibesstraf.

Art. 53: Es soll auch keiner kein pflug berauben, noch Mühlen, Backöfen und was zu gemeiner Notdurft dienlich, es sei bei Freunden oder Feinden,

ohne Erlaubnis beschädigen oder zerbrechen, noch kein Wein, Korn oder Mehl mutwilliger Weise auslaufen lassen, verderben und zu schanden bringen, bei Leibesstraf.

Art. 54: Es soll keiner alte erlebte Leuth oder Prediger, auch Weibsbilder, die auf keiner Wehr befunden werden, auch keine unmündigen Kinder zu tot schlagen, bei Leib und Lebensstraf.

Art. 55: Es soll auch keiner, ohne Befehl des Obersten, brandschatzen oder brennen oder die Lager anzünden bei Leibesstraf. Und sonderlich soll man das nicht tun, wo das Volck für oder durchzeucht, damit die Proviant nit verhindert werde. —

Bis ins 18. Jahrhundert war es den kaiserlichen Regimentskommandanten freigestellt, ihre Kriegsartikel nach solchen Mustern selbständig zu formen, während in den meisten Ländern die Handhabung der Disziplin durch fürstliche Ordonnanzen für die ganze Armee einheitlich geordnet wurde.

Für das einheimische *französische Fussvolk* bildete die erste allgemein gültige Grundlage die Militärordonnanz des Königs *Franz I.* vom 24. Juli 1534. Hier wird die Einteilung des Landes in sieben Aushebungsbezirke und die ganze Organisation der sieben 6000 Mann starken Legionen geregelt. Art. 28 und 29 verpflichten Obersten, Hauptleute und alle Mannschaft zum Schwur, kranke und schwangere Frauen, sowie Kirchen im Gefecht, im Sturm und bei der Einnahme von Städten und festen Plätzen zu schirmen, ohne ihnen irgend ein Leid oder Schaden zuzufügen, andernfalls sie ohne Gnade der verdienten Strafe verfallen würden. — Und wenn sich in *Friedenszeit* Leute fänden, die Kirchen beraubten oder zerstörten, so werden sie ohne Gnade gehängt. Der Raub soll zurückerstattet werden, und wer um den Diebstahl weiss, ist verpflichtet, ihn zu entdecken, sonst verfällt er der gleichen Strafe.

Der französische Hof ging voran, diese und spätere Dienstvorschriften als amtliches Pflichtenheft für Offiziere im Druck herauszugeben. Sold, Verpflegung, Unterkunft und Gottesdienst werden so einlässlich geordnet. Ein am 3. November 1590 im Feldlager von *Henry IV.* verkündeter Erlass tritt neu eingerissenen Missbräuchen scharf entgegen und nimmt Klöster, Kirchen, Geistliche, Frauen und Töchter, sowie die ganze nicht Waffen tragende Landbevölkerung in seinen besondern königlichen Schutz.

Kurz vorher, am 13. August 1590, erliessen die Generalstaaten der vereinigten *Niederlande* nach eingeholtem Bericht und Gutachten der fürnehmsten Herren und Kriegsobersten einen mit juristischer Sorgfalt ausgearbeiteten *Artikelsbrief* «mit Befehl, dass dieser Brief im Lager und sonst allenthalben, da es sich gebührt und von nöthen sein wird, publiciert, und auch durch die

Commissarien auf allen Musterplätzen den Compagnien fürgelesen und vorgehalten werden soll». Dieser Artikelsbrief atmet wie der Armeebefehl Henry IV. calvinistische Strenge. Man hat neben der ältern Ueberlieferung seine geistigen Wurzeln in *Genf* zu suchen, wo der Rat am 2. April 1589 Kriegsartikel in Kraft setzte, die alle 14 Tage den Compagnien verlesen werden sollten. Diese «*Ordonnances et reglement sur la discipline militaire faite par nos très honorez Seigneurs*» wurden mehrmals mit nur geringen Veränderungen bestätigt.

Dem *holländischen* Kriegerrecht verschaffte weite Verbreitung und vorbildliches Ansehen eine 1632 erstmals im Druck erschienene Ausgabe mit vergleichendem Kommentar aus der Feder eines unheimlich belesenen Juristen vorarlbergischer Abkunft: *Petrus Pappus von Tratzberg*. Dieses Werk diente später als Grundstock zu kriegsrechtlichen Sammelausgaben, die von verschiedenen Verlegern immer wieder durch Neuerscheinungen vermehrt und verbessert bis ins 18. Jahrhundert zahlreiche Auflagen erlebten und damals wie heute eine Fundgrube kriegswissenschaftlicher Belehrung bildeten.

So wurden in einem 1657 in Frankfurt a. M. erschienenen *Corpus juris militaris* dem kommentierten holländischen Kriegerrecht Kaiser Maximilians II. Artikelsbrief, ein Auszug aus der *Karolina* sowie der auf diesen Grundlagen fussende Artikelsbrief des *dänischen* Königs *Christian IV.* von 1625 und das *schwedische* Kriegerrecht Gustav Adolfs beigelegt. Dieses war schon 1644 mit den holländischen und den dänischen Kriegsartikeln zusammen von einem Strassburger Verleger veröffentlicht worden.

1621 hatte der Schwedenkönig zu Beginn eines neuen Feldzuges persönlich einen in 112 Artikel gegliederten *Schwörbrief* verfasst, der zur Wiederherstellung von Zucht und Ordnung Gottesfurcht und Gottesdienst zum Mittelpunkt des Lebens im Heerlager machte und dadurch besonders in evangelischen Staaten zur Nachahmung reizte. Schon 1632 veranstaltete der schwedische Oberst Bernhard von *Schaffalitzky*, der aus Mähren stammte und einige Zeit auch in zürcherischen Diensten stand, einen Druck der inzwischen verbesserten Kriegsartikel Gustav Adolfs in deutscher Uebersetzung und machte sie so allgemein bekannt. Diese Uebersetzung diente sowohl dem *Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg* als auch dem Rat der Stadt und Republik *Zürich* als Vorlage zur Abfassung neuer zeitgemässer Kriegsartikel, die beide weitgehend wörtlich mit dem schwedischen Vorbild übereinstimmend, 1656 erstmals im Druck erschienen und 1657 ebenfalls im *Corpus juris militaris* Aufnahme fanden. Schon vorher (1633) machte sich der schwedische Einfluss auch in Polen geltend.

Im *Corpus juris militaris* begegnet uns im Laufe des 17. Jahrhunderts noch eine *neue* Form von Dienstanweisungen, die früher unbekannt war. Es handelt sich um die von Holland über die ganze Welt sich ausbreitende *Kunst der Exercitia*.

Moritz von Oranien, der Sohn Wilhelms des Befreiers, war es, der mit seinen Vettern, den *Grafen von Nassau*, beraten von Kennern des Altertums, so dem Philologen *Lipsius*, und erfahrenen Hauptleuten, der *Disziplin* nach Vorbildern des Altertums eine *neue* Grundlage gab: Uebungen, die die Handhabung der Waffen nicht dem Zufall und der Routine überliessen, sondern zum Gegenstand straff befohlener Bewegungen des einzelnen Mannes und ganzer Truppenkörper machten. Diese strenge Zucht gab den Regimentern und Kompagnien einen Halt, wie man ihn bisher nicht kannte, verlieh einem kleinen Heere Widerstandskraft gegen bedeutende Uebermacht. An Stelle unförmlicher tiefer Schlachthaufen erzielte man eine breite Front kleiner beweglicher Einheiten, in denen sich Pikeniere und Musketiere in die Hand arbeiteten.

So schuf auch hier der Freiheitskampf eines kleinen Volkes einen Umschwung der Kriegskunst, ebenbürtig der Leistung der Eidgenossen im 14. und 15. Jahrhundert. Die Niederlande wurden zur europäischen Kriegsschule, die durch zahlreiche persönliche Beziehungen mit der Schweiz in engster Verbindung stand. Auch an der Uebertragung der holländischen Kriegskunst auf Schweden, Frankreich und andere Staaten sind schweizerische Kompagnie- und Regimentskommandanten stark beteiligt. Ich erinnere nur an den General *Hans Ludwig von Erlach*, der in Holland unter Prinz Moritz von Oranien die erste militärische Schulung empfing, in den Heeren des Winterkönigs und des Grafen von *Mansfeld* mitfocht, unter *Gustav Adolf* zum Generalquartiermeister aufstieg, dann die rechte Hand des *Herzogs Bernhard von Weimar* am Oberrhein und dessen Nachfolger und Testamentsvollstrecker wurde, unter *Turenne* kämpfte und im Dienste der französischen Krone als Gouverneur von Breisach sein Leben beschloss. Dazwischen bemühte sich der Schlossherr von Castelen als Mitglied des Grossen Rates von Bern und Oberst im bernischen Heere mit andern Waffenkameraden um die Reform der heimischen Miliz.

In *Bern* wurde schon 1615 das erste für ein ganzes Land verbindliche *Exerzierreglement* erlassen und durch den Druck verbreitet. Ein deutscher Kriegsingenieur, *Valentin Friderich*, wurde zur Einführung des Exerzitiums und der neuen holländischen Befestigungskunst eigens nach Bern berufen und dort eingebürgert.

Für die Schweiz blieb im ganzen 17. Jahrhundert, ja bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts die holländische Truppen-

ausbildung und Taktik massgebend; die schlechte Eignung unseres Landes für Kavallerie erschwerte schwedischen Kampf-formen den Eingang. 1630 bearbeitete der aus pfälzischen und englischen Diensten nach Zürich berufene Oberst *Georg von Peblis* das erste Zürcher Exerzierreglement. 1636 veröffentlichte Herzog *Rohan* den «Parfait capitaine».

1644 erschien das die Regeln damaliger Kriegskunst zusammenfassende *Kriegsbüchlein* des Zürcher Hauptmanns *Hans Konrad Lavater*, der mit seinem Vetter *Hans Hartmann Lavater* und dem Obersten *Schmid* sich um die Reorganisation der Zürcher Miliz grosse Verdienste erwarb. Man versuchte die im Ausland gewonnenen Erfahrungen den Erfordernissen der Heimat anzupassen. Wie in Bern verband man die Musterungen der nach Landschaften gegliederten Truppeneinheiten mit *Trüllübungen*, die freilich anfangs dem sonntäglich aufgebotenen Landvolk so wenig behagten wie den Söldnern in der Fremde.

Im straffen Exerzitiu steckte etwas, das dem eingefleischten Freiheitstrieb widersprach. Es ist kein Zufall, dass der englische Oberst, der unter Moritz von Oranien in Holland als erster seine Soldaten drillte, als Hauptziel die Bändigung des aus aller Herren Länder zusammengelaufenen Gesindels im Auge hatte.

Deshalb fand die *schärfste* Ausprägung des Drills, wie sie sich in *Brandenburg-Preussen* bildete, bei schweizerischen Truppen wenig Anklang. Dagegen wirkten *Deutsch- und Welschschweizer* in der Zeit des spanischen Erbfolgekrieges aus voller Ueberzeugung mit an der Fortentwicklung holländisch-französisch-savoyischer Kriegskunst. Die neuen Formen fanden durch die Schweizerregimenter Eingang in Frankreich und nach Aufhebung des Ediktes von Nantes, die viele Schweizer aller Grade aus französischen in niederländische Dienste trieb, verschob sich das militärische Schwergewicht der evangelischen Kantone nach *Holland*. Diese Entwicklung fand ihren Höhepunkt unter der Statthalter-schaft *Wilhelms III.* von Oranien, der als König Wilhelm I. den englischen Thron bestieg. Er entschloss sich zur Errichtung ständiger Schweizerregimenter in niederländischem Sold und zum Abschluss von Defensivbündnissen mit einzelnen eidgenössischen Ständen. Die besten Eigenschaften schweizerischen Soldatentums sind in jener Epoche in dem aus der Waadt gebürtigen Berner General *Jean de Saconay* verkörpert. Die Politik König Wilhelms diente der Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts und trug ihre Früchte bis zum Ausbruch der *französi-schen Revolution*, die die alte Eidgenossenschaft wie die General-staaten wegfegte. Inzwischen rangen preussisches und französische Vorbild der Kriegskunst in der Schweiz um den Vorrang.

Die Siege *Friedrichs des Grossen* faszinierten, aber mit dem Tod des grossen Feldherrn schwand auch der Geist aus seiner Armee. Es war die Zeit, wo *Scharnhorst* und *Gneisenau* unter dem Drucke erstarrter Formen seufzten.

Friedrichs treuer Paladin, General *Lentulus* warnte im Jahre 1767 seine Vaterstadt Bern vor blinder Nachahmung fremder Formen, die zur Eigenart des heimischen Landes und Volkes nicht passten. Es wäre aber ein Irrtum zu glauben, dass die neue französische Kriegskunst, die unter Napoleon Bonaparte ihren Siegeszug antrat, der Tradition entbehrte. Das französische *Exerzierreglement* von 1791, das bis ins 19. Jahrhundert alle europäischen Armeen beeinflusste und dem ersten gemeineidgenössischen Exerzierreglement von 1809 zugrunde gelegt wurde, entstand unter Mitwirkung des Glarner Obersten *Franz von Bachmann*, der nach dem Umsturz unter kaiserlichen Fahnen gegen Frankreich focht und 1815 als Greis die zur Wahrung der Neutralität aufgebotene eidgenössische Armee befehligte.

So steht die Entwicklung der schweizerischen Truppen, ihrer Disziplin und ihres Exerzitiums in unaufhörlichem Zusammenhang mit der Geschichte aller europäischen Staaten und Heere. Was sich in dieser kurz bemessenen Zeit nur andeuten liess, erläutert ein Blick auf die im Saale ausgebreitete Auswahl militärischer Druck- und Handschriften.

* * *

Neue politische Grundsätze zwangen die Schweizerische Eidgenossenschaft im Laufe des 19. Jahrhunderts zum Rückzug ihrer Söhne aus fremden Diensten. Noch war es Männern wie General *Dufour*, Oberst *Salomon Hirzel* und Oberst *Ziegler* vergönnt, auf Kriegsschulen, Schlachtfeldern und Waffenplätzen des Auslandes Lehr- und Wanderjahre zu verleben und für schweizerisches Soldatentum Ehre einzulegen. Der Entzug jeder Möglichkeit, sich in den grössern Verhältnissen fremder Staaten in den Waffen zu üben, nötigte ihre Nachfolger zu doppelter Anstrengung aller Kräfte in den bescheidenen Grenzen der Heimat. Auch so erwachsen dem Lande immer wieder Truppenerzieher und Truppenführer, die mit offenem Blick für die Ueberlieferungen der Geschichte, wie für die Gebote der Zeit die Wehrhaftigkeit des Volkes bewahrten und stärkten.

Der Schweizer wünscht in Frieden und Freundschaft mit allen Völkern zu leben, aber er weiss, dass Ursprung wie Wahrung der hart errungenen Freiheit auf *Wehrpflicht und Mannszucht* beruhen.

dier l'organisation du commandement chez les anciens Suisses et de chercher à connaître les principes de leur extraordinaire discipline intellectuelle; 4^o de faire des recherches sur le service étranger des grands chefs suisses du XV^e siècle. — P. D. Dr. H. G. Wirz, Bern, beantwortet die Fragen folgendermassen: 1.—2. In Bern sind schon 1371 Kriegsartikel nachweisbar, die weitgehend mit dem Sempacherbrief übereinstimmen und diesem vielleicht als Vorbild dienten. Die wesentlichen Grundsätze gehen wahrscheinlich auf reichsrechtliche Satzungen zurück, die in Reichsstädten und Reichsländern Geltung hatten. — Auch die hussitischen und sogar arabische Kriegsartikel enthalten teilweise ähnliche Bestimmungen. Durch die fremden Kriegsdienste erlangte das eidgenössische Kriegerrecht die weiteste Verbreitung; ebenso brachte der Dienst in der Fremde stets auch neue Anregungen. 3.—4. Als Schule der schweizerischen Kriegskunst ist vor allem die vom Vater auf den Sohn vererbte militärische Tradition und die auf den Feldzügen erworbene Erfahrung zu betrachten. Schon Rudolf von Erlach war ein in mehreren Feldschlachten erprobter Truppenführer. Das blieb so bis zum Aufhören der fremden Kriegsdienste.

3. Dr. Karol Koranyi, Dozent an der Universität Lwow: Schweizerische und polnische Militärartikel, besonders im 17. Jahrhundert (Résumés II, 434; Bulletin 40, 590).

M. Kukiel, Direktor des Czartoryskimuseums, Krakow, betont die Wichtigkeit der Feststellung, dass es die Stadt Zürich war, die die schwedischen Kriegsartikel Gustav Adolfs rezipiert hat und nicht umgekehrt; er stellt vor, wie sich den Polen bereits im 18. Jahrhundert die Frage nach dem Ursprung ihrer Kriegsartikel aufdrängte. Die für Schweden, Schweiz und Polen gemeinsamen Kriegsartikel wurden auch von Dänemark und Preussen-Brandenburg, später von Russland rezipiert und sind sozusagen Mittel-, Nord- und Osteuropa gemeinsam geworden. — Major O. Norman, Stockholm, bemerkt, in Schweden sei man der Auffassung, die Kriegsartikel Gustav Adolfs stammten aus den Niederlanden. Nach der Schweiz haben wahrscheinlich Offiziere, die früher in schwedischen Diensten gewesen waren, einige Exemplare mitgebracht. Diese Tatsache scheint die völlige Uebereinstimmung zwischen den Kriegsartikeln Gustav Adolfs und denen der Schweiz erklären zu können. — P.-D. Dr. H. G. Wirz, Bern, gibt folgendes Votum ab: In deutscher Sprache wurden die Kriegsartikel Gustav Adolfs allgemein bekannt durch die meines Wissens erste Druckausgabe, die 1632 der aus Mähren stammende schwedische Oberst Bernhard von Schaffalitzky veranstaltete, der vorher auch einige Zeit in zürcherischen Diensten gestanden hatte. Um so leichter erklärt sich die Uebernahme der schwedischen Kriegsartikel durch die Stadt und Republik Zürich. Die brandenburgischen Kriegsartikel von 1656 beruhen auf dem gleichen deutschen Text des schwedischen Kriegerrechtes. Daher kommt die weitgehende wörtliche Uebereinstimmung zwischen dem brandenburgischen und dem zürcherischen Artikelbrief.

Folgender Vortrag fiel aus: Depréaux (Paris): «Les milices considérées comme origine de l'armée nationale en France» (Résumés II, 431; Bulletin 40, 587).

Samstag, 3. September, vormittags.

Präsident: P. D. Dr. H. G. Wirz (Schweiz); Sekretär: Chouet.

1. P. Pieri, Professore della R. Università di Messina: «Le milizie svizzere in Italia nel tardo medioevo e nel rinascimento» (Résumés II, 432; Bulletin 40, 588).

Le Général R. Rosetti, Bucaresti, observe que M. Pieri a relevé le problème du combat de l'infanterie contre la cavalerie. Ce problème est une conséquence de la lutte des communes, paysans, paysanneries ou états paysans contre des classes ou états mieux armés qu'eux et se servant de la cavalerie comme moyen d'action. Pour la solution de ce problème, les peuples ont eu

recours à des solutions différentes résultant des conditions locales. — En Suisse, les milices ont employé le carré, les Tchêques ont adopté d'autre part la Wagenburg, les Böers, dans les guerres contre les Anglais, le tir individuel à grande distance, les Roumains l'emploi du terrain.

M. E. Bauer, Professeur à l'université de Neuchâtel, fait ressortir les difficultés de l'histoire militaire du Moyen âge vu l'incompétence des témoins et l'inexactitude des historiens. — Il tient à signaler les campagnes de Louis, comte de Neuchâtel, au service des Visconti à Parme et à Bologne (1351) et au service du comte Vert (1367) en Montferrat. — P.-D. Dr. H. G. Wirz, Bern, hebt hervor, der Vortrag habe die Fruchtbarkeit der vergleichenden kriegsgeschichtlichen Methode bewiesen. Die Beziehungen zwischen Italien und dem Gebiete der heutigen Schweiz sind seit dem frühen Mittelalter so eng, dass die gegenseitigen Einflüsse auf Heerwesen und Kriegskunst nicht hoch genug eingeschätzt werden können. Die eidgenössischen Heerführer des 14. Jahrhunderts erwarben ihre Kriegserfahrung auf italienischem Boden und Söldner aus Reichsstädten und Reichsländern standen im 13. Jahrhundert im Dienste der Hohenstaufen. Keine Kunst ist internationaler als die Kriegskunst. In den Schweizer Truppen des ausgehenden Mittelalters vereinigte sich weiträumige Erfahrung mit heimatlicher Tradition.

2. Général M. Kukiel, Directeur du Musée Czartoryski, Krakow: «L'influence de la tradition et de la révolution sur les armées de l'époque napoléonienne» (Resumé II, 440; Bulletin 40, 596).

P. D. Dr. H. G. Wirz gibt folgendes Votum ab: General Kukiel hat überzeugend gezeigt, dass trotz der tiefgreifenden Veränderungen, die sich in der französischen Armee infolge der Revolution vollzogen, das Erbe der alten kgl. Armee nicht unterschätzt werden darf. Hier kann ergänzend beigefügt werden, dass das französische Exerzierreglement von 1791, das in allen Ländern Schule machte, unter massgebender Mitwirkung des in französischen Diensten stehenden Schweizer Obersten, Franz Niklaus von Bachmann entstand, der 1815 als General die eidgenössischen Truppen befehligte. Eine Pflanzstätte neuer taktischer Grundsätze war vor den europäischen Revolutionskriegen der englisch-amerikanische Kriegsschauplatz, auf dem der junge Gneisenau reiche Erfahrungen sammelte. Die Einführung der neuen Grundsätze in die Heere der verbündeten Gegner Frankreichs geschah wiederum unter starker Teilnahme schweizerischer Offiziere, die nach Entlassung aus dem französischen Dienst unter die Fahnen Englands und Oesterreichs traten, wie gerade der spätere General Bachmann. Das eidgenössische Exerzierreglement von 1807 ist dem französischen von 1791 nachgebildet.

3. A. Markó, Oberstlt., Budapest: «Der Einfluss von Tradition und Revolution auf das ungarische Militär der napoleonischen Zeit (Resumés II, 437; Bulletin 40, 593).

Samstag, 3. September, nachmittags fand keine Sitzung statt, da der angekündigte Vortrag Canevari (Cremona): «Influenza della tradizione e della rivoluzione sugl'eserciti napoleonici» ausfiel.

Resumé de la Communication annoncée par M. Albert Depréaux, Conservateur des Archives à la Fondation Thiers, Paris. (Resumés II, p. 431, et Bulletin No 44, p. 587, Paris 1938.)

Les milices considérées comme origine de l'armée nationale en France.

Dans l'histoire du fait militaire en France, le service obligatoire a précédé le service volontaire.

A l'époque mérovingienne, le service est exigé des hommes libres sous peine d'amende. Sous les Carlovingiens, l'obligation s'étend au clergé lui-même. Le service est gratuit, l'équipement et l'armement sont proportionnés

à la fortune. Ceux qui, pour une cause quelconque, sont dispensés du service actif, doivent le guet et la garde dans les villes fortifiées et sur les frontières. Quand le pays est envahi, tous doivent prendre les armes, sous peine de mort. Cependant déjà, en temps normal, les nécessités sociales et administratives légitiment de nombreuses exceptions.

La période féodale instaure un nouveau mode, essentiellement variable dans sa nature, ses obligations et sa durée. Le service militaire s'impose à tous, au moins théoriquement; il est gratuit, mais, dans ce cas, ne peut, en général, dépasser quarante jours. Les villes doivent pourvoir elles-mêmes à leurs fortifications et à leur défense.

Avec ses innombrables restrictions, le service féodal est pratiquement incompatible avec les guerres lointaines ou prolongées; les souverains ont donc avantage à substituer bientôt aux contingents féodaux, lents à mouvoir et peu disciplinés, des troupes soldées volontaires ou «de métier», qu'ils commandent directement. Ces troupes coexistent d'ailleurs avec les levées en masse partielles ou totales et qui, dans de nombreux cas, sont remplacées par un impôt en argent.

Charles V est le premier à songer à une organisation militaire générale, lorsqu'il enjoint à ses sujets de s'exercer tous les dimanches au tir de l'arc ou de l'arbalète, mais ce premier essai ne se concrétise que sous Charles VII avec l'organisation des francs-archers (24 avril 1448), levés dans tout le pays proportionnellement à la population.

Cette milice, peu exercée, ne rendit pas les services espérés et si Louis XI ne la supprima pas définitivement après la bataille de Guinegatte (7 avril 1479), elle tombe néanmoins en complet discrédit et le roi lui préféra les troupes soldées.

Le service obligatoire des francs-archers survécut chez les «Légionnaires», nom emprunté à l'Antiquité par la Renaissance.

Pendant tout le XVI^e siècle, les volontaires soldés furent presque seuls employés et il fallut la pénurie des troupes réglées au cours de la Guerre de Trente Ans, pour voir le Gouvernement royal faire un nouvel appel au service obligatoire.

Durant le ministère de Richelieu, puis de Mazarin, le service obligatoire fut la ressource habituelle pour combler les vides des troupes réglées. L'arrière-ban, levé pour la dernière fois en 1674, s'étant montré inutilisable, les milices bourgeoises et les confréries militaires étant très affaiblies, la place était libre pour une organisation nouvelle.

La milice créée par Louvois le 29 novembre 1688, ne fut donc, au vrai, que la transformation, en institution permanente, des essais fragmentaires des époques précédentes. Désormais, la milice nationale, recrutée par le tirage au sort, deviendra une véritable réserve, servant à alimenter et parfois à doubler les troupes volontaires, jusqu'à ce que, plus tard et par la force des choses, elle finisse par se substituer à elles.

Eindrücke eines ungarischen Kongressteilnehmers, erschienen in der «Ungarischen Revue» (Magyar Szemle), Budapest, Dezember 1938. (Auszug aus dem Ungarischen.)

Die Pflege der Militärischen Tradition in der Schweiz.

Das Schweizerland ist in Ungarn vielfach bekannt. Nicht nur seine Naturschönheiten, sondern auch die Museen der Schweiz, das Leben und Wirken grosser Männer wie Zwingli, Pestalozzi usw., die Heldengestalten Tells, Winkelrieds, werden auch bei uns gebührend geschätzt. Wir vergessen nie die Gastfreundschaft, welche das Schweizer Volk nach dem Weltkrieg, als Ungarn die schwerste Katastrophe durchlebte, unseren Kindern gewährte. Nur eine

Eigenschaft der Schweizer ist in Ungarn bisher nicht bekannt, und zwar der militärische Geist, welcher sozusagen jedem Schweizer angeboren und durch die Pflege der edlen, vaterländischen, militärischen Tradition stets wach erhalten wird.

Als ich beim VIII. Kongress der Historiker zu Zürich Gelegenheit hatte, mit vielen Schweizern zusammenzukommen und mit ihnen über den Weltkrieg, sowie über allgemeine kriegshistorische Themata zu sprechen, konnte ich mit Staunen und Hochachtung nicht nur die grosse Vertrautheit mit diesen Fragen, sondern auch eine ausgesprochene Vorliebe für das Soldatenhandwerk feststellen. Wir wissen, dass die Schweiz kein stehendes Heer nach unserem Begriffe hat. Ihre Wehrverfassung — auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht, in Form eines Milizheeres — steht ganz eigenartig unter den Wehrsystemen der übrigen Staaten Europas. (Nun folgt eine kurze Beschreibung des schweizerischen Militärwesens und der Heeresorganisation, soweit dies einem Ausländer bekannt ist.)

Da wir sehen, dass die schweizerische Armee, ausser dem kleinen Kontingent von Berufsoffizieren im Generalstab und in der Leitung der Ausbildung, kein aktives Offizierskorps hat, müssen wir uns die Frage vorlegen, wieso ist es möglich, die Pflege der militärischen Tugenden und der Soldatentradition auf eine so hohe Stufe zu bringen und zu erhalten, wie dies in der Schweiz tatsächlich der Fall ist? Wenn man aber das Seelenleben der gebildeten Volksklassen der Schweiz, aus welchem die Offiziere der schweizerischen Armee hervorgehen, kennt, so erhält man die Antwort auf die Frage. Jeder Schweizer ist von Patriotismus und Vorliebe zum Militärdienst durchdrungen. Der Universitätsprofessor, Techniker, Bankdirektor, Kaufmann, Grundbesitzer usw. ist stolz auf seinen militärischen Grad, geht gerne zu den Waffenübungen und besucht die Fortbildungskurse, welche ihm dann die Beförderung in höhere Stabsoffizierschergen und Ernennung zum Bataillons- und Regimentskommandanten ermöglichen. Friedrich der Grosse sagt: «Der Geist einer Armee hängt von den Offizieren ab.» Dass der Soldatengeist im schweizerischen Volke heute in mustergültiger Weise blüht, ist das Verdienst des Offizierskorps. Wer Offizier ist, vergisst dies auch in seinem Privatberuf nie. Wie mir gesagt wurde, findet man in den Privatbibliotheken in der Schweiz viele kriegshistorische, kriegswissenschaftliche und militärtechnische Bücher. Es ist mir in Zürich, Bern und Luzern aufgefallen, dass man in den Buchhandlungen viele deutsche, französische, italienische und englische militärische Werke finden kann. Ein Beweis dessen, dass diese Fachliteratur gesucht wird. Auf den Universitäten wird der Kriegsgeschichte grosse Beachtung geschenkt. Die Waffensammlungen der Landesmuseen in Zürich und Bern sind überaus reichhaltig, ein kostbares Studienmaterial für Kriegsgeschichte. Im Gutenberg-Museum in Bern fand ich sogar alte Portraits von ungarischen Obersten und Generälen der Armee der Königin Maria Theresia vor. Ich hatte Gelegenheit, über diese Fragen mit einem Offizier und Kriegshistoriker zu sprechen, der mir die beste Erklärung dafür gab, wieso es möglich ist, die Soldatentradition auch in einem Milizheere in vorbildlicher Weise zu pflegen. Wir gingen in Bern beim Denkmal des mittelalterlichen Ritters und Volkshelden Rudolf von Erlach vorbei. «Sehen Sie,» sagte er mir, «die Familie Erlach war und ist bis zum heutigen Tage ein Beispiel dafür, wie sich die Vorliebe zum Offiziersberuf in den Familien durch Jahrhunderte von Generation zu Generation fortpflanzt. Es gab immer Erlachs, welche als Offiziere, als Obersten und Generäle in der Schweiz wie im Ausland mit Auszeichnung dienten. Das erste Exerzierreglement in der Schweiz wurde von einem Erlach eingeführt und auch in der heutigen Armee finden wir Träger dieses Namens auf Offiziersposten.»

Das berühmte Löwendenkmal zu Luzern machte auf mich einen tiefen Eindruck. Es ist kein Zufall, dass der Bildhauer unter den Namen der darauf

verewigten Helden Namen wie Erlach, Reding, Diesbach, Salis (Zizers) usw. anführen konnte, denn diese Helden waren Nachkommen von alten Soldatengenerationen. Derselbe militärische Geist beseelt aber auch viele andere Familien, welche hervorragende militärische Führer dem Schweizervolk gaben (Sprecher von Bernegg, Wille usw.).

Der grundlegende Unterschied zwischen der Pflege der militärischen Tradition in den Ländern mit stehendem Heer (aktivem Offizierskorps, stehenden Regimentern mit grosser ruhmreicher Vergangenheit und Regimentsgeschichte) und dem schweizerischen Heer ist meiner Ansicht nach folgender: In den stehenden Heeren pflanzt sich der Geist des Offizierskorps grösstenteils nur in den im Militärdienst stehenden Mitgliedern der alten Offiziersfamilien fort. In der Schweiz hingegen ist diese schöne Tugend Gemeingut sozusagen des ganzen Volkes. Durch das schweizerische Offizierskorps verbreitet sich der Wehrgedanke im bürgerlichen Leben sozusagen von selbst weiter, der Soldatenberuf wird daher überall hochgeschätzt und geehrt.

Zum Schluss meiner Studie richte ich eine Aufforderung an meine Landsleute und fordere sie auf, dem ehrenwerten Beispiel der Schweizer zu folgen. Wir Ungarn nennen uns und sind allgemein als Soldatennation bekannt. Dies ist auch richtig. Unsere tausendjährige Kriegsgeschichte und unser Verhalten im Weltkrieg ist der Beweis dafür, dass wir vor dem Feind tapfere, ausdauernde Krieger sind. Wir müssen uns aber eingestehen, dass viele Volksschichten unserer Bevölkerung sich wenig um die Kriegsgeschichte der ungarischen Soldaten kümmerten, weil der Soldatenberuf und das dynastische Heer ein abgesonderter Körper (Staat im Staate) war. Im jetzigen Zeitalter der totalen Kriegführung ist aber jedermann Soldat und es ist gerade jetzt, wo unsere kleine Armee gleichzeitig mit der Rückkehr eines grossen Teiles des alten historischen Ungarns einen mächtigen Aufschwung erlebt, die beste Gelegenheit dazu, dem Beispiel der Schweizer zu folgen und den Wehrgedanken, die Wehrbereitschaft und die ernste wissenschaftlich vorbereitete Pflege der militärischen Tradition kräftig auszubauen.

A. Markó, Oberst.

Entwicklungsgeschichte des deutschen Heerwesens. Unter Mitwirkung von Walter Elze und Paul Schmitthenner herausgegeben von Eugen von Frauenholz. Verlag C. H. Beck, München. — Bd. 1: Das Heerwesen der germanischen Frühzeit, des Frankenreiches und des ritterlichen Zeitalters, 1935. — Bd. 2: Das Heerwesen in der Zeit des freien Söldnertums. Erster Teil: Das Heerwesen der Schweizer Eidgenossenschaft, 1936. Zweiter Teil: Das Heerwesen des Reiches in der Landsknechtszeit, 1937. — Bd. 3: Das Heerwesen in der Zeit des Dreissigjährigen Krieges. Zweiter Teil: Die Landesdefension, 1939.

Der unlängst erschienene neueste Band des grossangelegten Werkes gibt willkommenen Anlass, abermals auf diese reiche Fundgrube zur Entwicklungsgeschichte des Heer- und Kriegswesens hinzuweisen. Wenn sich der Bearbeiter auch auf den deutschen Kulturkreis beschränkt, so sind seine umfassenden Forschungsergebnisse für uns Schweizer nichtsdestoweniger von grundlegender Bedeutung, weil das alteidgenössische Wehrwesen aus den Wurzeln des mittelalterlichen Reiches hervorging und später nach seiner Verselbständigung auf die meisten Heere Europas nachhaltigen Einfluss ausübte. Der Münchner Hochschullehrer Eugen von Frauenholz, der den praktischen Sinn eines kriegserfahrenen Truppenoffiziers mit der Schulung und Ausdauer eines gewissenhaften Quellenforschers verbindet, hat sich die Aufgabe nicht leicht gemacht. Das Ziel, das er sich steckte, war nicht eine allgemeine Beurteilung von Quellen, die dem Leser nur schwer erreichbar wären, sondern er lässt dem zusammenfassenden Ueberblick über die Entwicklungsgeschichte jedes Zeitraumes sowohl die wesentlichsten zeitgenössischen Darstellungen und Berichte

(Anhang), als auch die einschlägigen gesetzgeberischen Grundlagen (Beilagen) im Wortlaut folgen. Diesen entnahm er ältern und neuern Druckausgaben, wo solche vorlagen und zu genügen schienen, andernfalls den Originaldokumenten selbst. Zu diesem Zweck wurden auch schweizerische Archive, die den Verfasser wirksam unterstützten, ausgiebig herangezogen, vor allem in Basel, Bern und Zürich. In dieser Hinsicht verdient der erste Teil des zweiten Bandes besondere Beachtung, da er ausschliesslich dem Heerwesen der Schweizer Eidgenossenschaft in seiner Blütezeit (Befreiungskriege bis Mailänderfeldzüge) gewidmet ist und tatsächlich eine wertvolle Ergänzung unserer «Schweizer Kriegsgeschichte» darstellt. Wenn auch da oder dort der Stoff sich etwas anders hätte auswählen und beurteilen lassen, so weckt dieser Halbband, den wir Schweizer doppelt zu würdigen wissen, volles Vertrauen in den soliden Aufbau des ganzen Werkes, dessen übrige Teile uns ermöglichen, unsere Landesgeschichte einerseits in einen grössern Zusammenhang zu stellen, anderseits ihre Eigenart klarer zu erkennen.

Im ersten Bande treten die Grundlagen zutage, auf dem sich die Heere der germanischen Frühzeit und des Frankenreiches aufbauten, sowie der Boden, aus dem das ritterliche Berufskriegertum emporwuchs. Neben den alten Stammesrechten kommt einer Reihe fränkischer Capitularien und Edikte besonderes Gewicht zu. Auf die vorhergehende Zeit, aus der keine gesetzgeberischen Quellen erhalten sind, wirft die römische Geschichtsschreibung helles Licht. Weniger deutlich erkennbar ist der Uebergang von der fränkischen Epoche zum ritterlichen Zeitalter. Dafür sollten wohl die chronikalischen Quellen noch ausgiebiger ausgewertet werden. Für die folgenden Jahrhunderte konnte der Verfasser das Werk des Generals Gustav Köhler «Die Entwicklung des Kriegswesens und der Kriegsführung in der Ritterzeit» in mancher Richtung wertvoll ergänzen. Sehr aufschlussreich sind die Regeln der geistlichen Ritterorden (Templer, Deutschorden, Johanniter), die kaiserlichen Erlasse, wie das Heeresgesetz Ottos II. von 981 und die Mandate der hohenstaufischen Herrscher, sowie die in den Hussitenkriegen vom Reiche getroffenen Massnahmen. Die Reichsmatrikel gegen die Türken von 1467 beschliesst die Beilagen des ersten Bandes.

In dem mit einigen frühern Abschnitten zeitlich parallel laufenden zweiten Teile des zweiten Bandes treffen wir den Abdruck der zum Vergleich mit schweizerischen Satzungen lockenden Kriegsordnung Ziskas von 1423 und zweier anderer tschechischer Kriegsordnungen, während sonst in diesem Halbband die von Kaiser Maximilian I. den Schweizer Truppen nachgebildeten Landsknechte den Platz beherrschen, deren Organisation und Wirksamkeit ebenfalls zu ständigen Vergleichen mit dem schweizerischen Vorbild auffordern. Wir sehen, wie mit der Zeit die Landsknechthaufen sich umwandeln in feste Regimenter, die selbst wieder vom schweizerischen Söldnertum beeinflusst sind. Während sich das freie Landsknechtum in der Person Georgs von Frundsberg verkörpert und seine äussere Form in Kaiser Maximilians I. Artikelsbrief von 1508 fand, ist die Fortentwicklung des deutschen Heerwesens mit dem Namen des Freiherrn Lazarus von Schwendi verknüpft, dessen organisatorische Tätigkeit ihren Höhepunkt erreichte im Reiterrecht und in den Artikeln für die Fussknechte, die im Jahre 1570 auf dem Reichstag zu Speyer aufgerichtet wurden. Professor von Frauenholz versäumte nicht, durch Quellenbeilagen auch die Zwischenstufen dieser Entwicklung zu veranschaulichen. Er tat auch gut daran, Lazarus von Schwendis kriegswissenschaftliche Schriften in einem selbständigen Bande (Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg 1939) herauszugeben und so zu zeigen, wie weit «der erste deutsche Verkünder der allgemeinen Wehrpflicht» seiner Zeit vorauseilte. Die Ziele, die diesem Heeresreformer vor Augen schwebten, waren die Abwendung der Türkengefahr, vor deren Ernst die Mehrzahl der Mitlebenden die Augen

verschloss, und die Ueberbrückung der konfessionellen Gegensätze, die das Reich unheilvoll zerklüfteten.

In die Zeit, wo dieses Unheil den Gipfel erreichte, die Zeit des Dreissigjährigen Krieges, führt uns der zweite Teil (der erste Teil ist noch nicht erschienen) des dritten Bandes. Dieser Halbband befasst sich in eindringlicher Weise mit der «Landesdefension» der wichtigsten deutschen Stände, deren grundlegende Gedanken schon auf die Schriften Schwendis und die Entwürfe und Verordnungen des in Bayern wirkenden Tirolers Hans Albrecht von Sprintzenstein (1584), des Grafen Johannes von Nassau (1596), des Landgrafen Moritz von Hessen (1600, 1601), des Oesterreichers Georg Fuchs zum Gastein (1612) und des brandenburgischen Burggrafen Abraham von Dohna (1614) zurückgehen. Das 1621 im Druck erschienene Werk «Defensio patriae oder Landtrettung» aus der Feder Johann Jacobis von Wallhausen entstand schon vor Ausbruch des grossen Krieges, wie andere Schriften des gleichen Verfassers, fusst wie alle diese Entwürfe auf den Erfahrungen der holländischen Freiheitskämpfe und strebt nach Abwehr der ständig drohenden Landesgefahr. Wie diese Bestrebungen im einzelnen sich gestalteten: in Bayern, Brandenburg, Preussen, Sachsen, in der Pfalz und in Hessen, darüber geben die Quellenbeilagen vielseitigen Aufschluss.

Wir lernen aber auch die Verteidigungsanstalten kennen, die in der Schweiz 1629 die evangelischen Orte zu ihrem Schutze und 1647—1678 die 13 eidgenössischen Orte zur Wahrung der Neutralität und der Grenzen vorkehrten. Unter den aus den Eidgenössischen Abschieden und andern Werken teilweise bekannten Aktenstücken, die nach den Originalhandschriften in Bern und Zürich abgedruckt sind, sticht eine, wie es scheint, bisher unbeachtet gebliebene Denkschrift hervor, die der bernische Oberst (spätere General) Hans Ludwig von Erlach von Castelen auf Befehl der Obrigkeit von Bern am 21. Januar 1629 einigen Zürcher Ratsherren vertraulich überreichte. Diese von echt vaterländischem Geist erfüllten Vorschläge zur zeitgemässen Reform der eidgenössischen Wehranstalten aus der Feder des kriegskundigen Berners, der in einer Zeit höchster Gefahr seine im Ausland unter tüchtigsten Führern, wie Moritz von Oranien und Gustav Adolf erworbene Kriegserfahrung der Heimat zur Verfügung stellte, zeigen, dass Hans Ludwig von Erlach nach 15 Jahren (1611—1625), die er an fremden Höfen und auf allen Kriegsschauplätzen Europas, mit besonderm Erfolg unter den Fahnen des grossen Schwedenkönigs, sich getummelt hatte, keinen Augenblick aufhörte, ein treuer Berner und Eidgenosse zu sein. Auf der von ihm 1629 geschaffenen Grundlage erstanden 1647 das Schirmwerk von Wyl und 1668 das eidgenössische Defensionale, die trotz aller Unvollkommenheiten die politische Unabhängigkeit der Schweiz militärisch bewahren halfen.

Während sonst in allen Gebieten des Reiches die Versuche, das Land durch die eigene Wehrkraft vor Feinden zu schirmen, versagten und die Entwicklung zum System von buntgemischten stehenden Heeren drängte, blieb die allgemeine Wehrpflicht, wenn auch in mangelhafter Form, allein in der Schweiz heimisch, bis sie die französische Revolution weitherum zu neuem Leben erweckte. Gerade im Rahmen der allgemeinen Entwicklung des deutschen Heerwesens tritt der selbständige Weg des eidgenössischen Staats- und Wehrkörpers klar zutage. Für die verständnisvolle Würdigung der schweizerischen Quellen gebührt dem Verfasser besonderer Dank.

Im letztgenannten Bande vermisst man im Literaturverzeichnis einige Werke, so die Arbeiten von G. J. Peter (Zur Geschichte des zürcherischen Wehrwesens im 17. Jahrhundert, Zürich 1907), Alfred Mantel (1. Zürcherische Wehranstalten in der Zeit zwischen den beiden Villmergerkriegen, und 2. Der Abfall der katholischen Länder vom eidgenössischen Defensionale, im Jahrbuch für Schweizer. Geschichte, Bd. 36 und 38, Zürich 1911 und 1913) und Jakob Steinemann (Reformen im bernischen Kriegswesen zwischen 1560 und

1653, Diss. Bern 1919), ferner das vierbändige «Lebens- und Charakterbild aus den Zeiten des Dreissigjährigen Krieges: Der General Hans Ludwig von Erlach von Castelen», nach zeitgenössischen Quellen bearbeitet von August von Gonzenbach (Bern 1880—1882).

Für den ersten Teil des zweiten Bandes hätte dem Bearbeiter die Berner Dissertation von Ludwig Businger, Das Kriegsrecht der Schweizer in fremden Diensten (Stans 1916) nützlich sein können, ebenso die im Appenzeller Landbuch von 1409 (herausg. von J. B. Rusch, Zürich 1869) eingetragene Kriegsordnung, die ich in freier Form wiedergab in meinem 1928 in Trogen gehaltenen Vortrag: Die Grundlagen der Appenzeller Freiheit (Appenzellische Jahrbücher 1929 und Sonderabdruck). Diese Kriegsordnung, die vielleicht ein vom Lande Schwyz gesetzter Feldhauptmann nach Appenzell verpflanzte, enthält den ältesten Fahneneid, der uns aus schweizerischen Quellen erhalten ist. Auch die sorgfältige rechtsgeschichtliche Untersuchung von Max Schmid «Die militärische Strafgesetzgebung und Rechtspflege des alten Standes Bern» (Diss. Bern 1922), hätte Beachtung verdient. H. G. Wirz.

General Dufour als Heerführer. Von Hptm. Dr. Otto Weiss. Ein Beitrag zur Schweizergeschichte des 19. Jahrhunderts (Gestalten und Gewalten der Schweizergeschichte II). Verlag A. Francke A.-G., Bern. 240 Seiten.

Diese treffliche (von der E. T. H. als Habilitationsschrift angenommene) Arbeit setzt sich zum Ziel, General Dufours Verdienste um die Begründung einer geistigen Tradition in unserer eidgenössischen Armee herauszuarbeiten. Obschon der Verfasser sein Buch bloss als schweizergeschichtliche Untersuchung aufgefasst wissen will, hat es auch dem Militärwissenschaftler, sicherlich dem Schweizeroffizier jeden Grades, viel zu bieten. Da der wissenschaftliche Apparat in einen Anhang verwiesen ist, wird auch der gebildete Laie das flüssig geschriebene Buch mit wirklichem Genusse lesen. Der Verlag ist für eine geschmackvolle Ausstattung gesorgt; Kartenbeilagen ergänzen den Textteil. — Wie es durch die Ereignisse gegeben ist, gliedert W. den geschichtlichen Teil seiner Studie in drei Hauptkapitel. Das erste, «Dufour und die werdende Schweizerarmee», behandelt den Zeitabschnitt vom Eintritt des noch nicht dreissigjährigen Hauptmanns in den eidgenössischen Geniestab (1817) bis zu den Jahren vor dem Sonderbundkrieg. Der Darstellung dieses Konfliktes ist das zweite Kapitel, das ungefähr die Hälfte des ganzen Buches ausmacht, gewidmet. Nach einer Skizze der politischen und militärischen Grundlagen für Dufours strategisches Handeln sowie einer kritischen Würdigung der Feldzugspläne und Heeresaufmärsche beider Parteien wird der Kriegsverlauf eingehend geschildert. Sehr dankenswert ist, dass dabei Tag für Tag in knapper, übersichtlicher Weise die militärische Lage festgehalten wird. Einleuchtend führt W. den Nachweis, dass dem Sonderbund gerade seine föderalistischen Ideale — insofern nämlich, als man sie fälschlicherweise auf das Gebiet der militärischen Führung übertrug — zum Verhängnis wurden. Ob das geringe Tatsachenmaterial den vom Verfasser gezogenen Schluss zulässt, dass die Gefechtsmoral der sonderbündischen Truppen höher stand als jene der eidgenössischen, muss doch wohl fraglich bleiben. Unter dem Sammeltitlel «Grenzbesetzungen» schliesst sich die Behandlung des Aufgebots von 1849, des Neuenburger Handels und der Grenzbesetzung von 1859 an. Am ausführlichsten wird natürlich die mittlere der drei Episoden, bzw. der durch sie ausgelöste «Rheinfeldzug» geschildert. Dufour hätte ihn — wenn es so weit gekommen wäre — bekanntlich zunächst offensiv führen wollen. In vorsichtiger Mutmassung sucht W. Dufours bloss in allgemeinen Umrissen überlieferte Gedanken zu einem Feldzugsplan zu ergänzen; mit Recht hält er daran fest, dass Dufour nicht eine Offensive mit weiter gestecktem Operationsziel im Auge hatte, sondern nur eine örtlich sehr begrenzte Angriffsaktion zur Verbesserung

der politisch (Bedrohung des Kantons Schaffhausen) bedingten Defensivstellung.

Das vierte Kapitel gilt den Wechselbeziehungen zwischen Dufours praktischer Heerführung und seinen strategischen Lehren. Von besonderer Aktualität sind hier natürlich Dufours Gedanken über Landesverteidigung und Landesbefestigung, «ein Vermächtnis, welches wir kennen und hüten sollen». Stichwortartig erinnern wir lediglich an sein Bemühen um die Verankerung der Idee der bewaffneten Neutralität in Volk und Heer — an seine Konzeption der grossen Zentralfestung («le grand lozange formé par le cours de l'Aar, la Limmat et la ligne qui suit le pied des Alpes de Weesen à Thun, en passant per Schwyz et Stans . . .») mit den vorgelagerten Bastionen — an seinen Grundsatz der Zusammenfassung möglichst starker Kräfte für Angriffe aus der Verteidigung heraus — an seine Verdienste um die Erhöhung unserer Widerstandskraft durch Befestigungsanlagen und durch den Ausbau des strategischen Strassennetzes. In der Auffassung vom Wesen des Krieges berührte sich Dufour eher als mit Napoleon oder Clausewitz mit Erzherzog Karl (1771 bis 1847), der im Kriege «das grösste Uebel, was einem Staate wie einer Nation widerfahren kann», erblickte. Hier äussert sich Dufours humane Gesinnung; ihr entspringt auch sein Bestreben, den Krieg unter möglicher Schonung der Zivilbevölkerung zwischen den Armeen auszutragen, seine Leiden durch rasche, energische Führung möglichst abzukürzen.

Schliesslich sucht W. General Dufour als soldatische Führerpersönlichkeit zu würdigen. In der Zusammenarbeit mit Generalstabschef und Unterführern, im Verhältnis zur Truppe (an deren Herz er vor oder nach bedeutenden Ereignissen in schwungvollen Proklamationen zu appellieren pflegte, deren leiblichem Wohl — Verpflegung, Sanitätsdienst — er grosse Beachtung schenkte), in der Auffassung des militärischen Vorgesetzten («il se félicitera toujours d'avoir su se contenir»): überall zeigt sich seine überlegene Geistigkeit, sein hohes menschliches Ethos.

Als einen besonderen Vorzug des Buches wird man es anerkennen, dass Dufour in zahlreichen charakteristischen Proben in seiner Muttersprache zu uns spricht. Sein klassisch-ausgeglichener, dann doch wieder feurig-beschwingter Stil spiegelt besser als jede Schilderung von zweiter Hand die harmonische, ritterliche Persönlichkeit des Generals.

Hptm. B. Wyss.

An unsere Leser!

In spannungsreicher Zeit tritt unsere Zeitung in ihren 105. Jahrgang ein. Mitten im Aktivdienste unserer Armee, die seit Monaten treue Wache an der Grenze hält und dies vielleicht auf Jahre hinaus noch tun muss, wenden wir uns an unsere Leser.

Unter den Waffen schweigen Kunst und Wissenschaft, aber wenn kein Kanonendonner rollt, so muss man an der Fortbildung weiterarbeiten, gemachte Erfahrungen ausnützen. Wir wenden uns daher an alle Kameraden, die in der Aktivdienstzeit wertvolle Erfahrungen und Beobachtungen gemacht haben, diese nicht brach liegen zu lassen, sondern sie zu verarbeiten und zu Nutz und Frommen anderer Kameraden uns zur Verfügung zu stellen.

Es ist unser Wunsch, dass ein reger Gedankenaustausch in unserer Zeitschrift über die zahlreichen militärischen Fragen eintreten möchte.